

Könige sind wir, mit Flügeln aus Staub

Erinnerungen an die Shalom-Salam-Tournee

von Anis Hamadeh

- August 2004 -

www.anis-online.de/journalismus/koenige.htm (dt. & engl.)

Vorwort	S. 1
Kapitel 1: Leipzig und Halle	S. 2-15
Im Gewandhaus (2-3) - Duo Rubin live (3-6) - Shalom-Salam-Infos (7-12) - Essen am Runden Tisch (12) - Mittags in Halle (13-14) - Konzerthalle Ulrichkirche, Halle (14-15)	
Kapitel 2: Vreden und Wesel	S. 16-24
Vreden (16-17) - Auftritt in der Stiftskirche (17-19) - Ausgangssperre für Gefühle (19-21) - Bettina Oehmen (21-23) - Wesel (23-24)	
Kapitel 3: Bücher und Pressegespräche	S. 25 - 36
Bücher (25-26) - Meggle, Terror, Wittgenstein (26-27) - Pressegespräche in Berlin, Leipzig und Halle (27-29) - Die Presse (30) - Unterwegs mit Michael Krebs (31-32) - Paul Spiegel (32-35) - Was ist die Ursache von Terror? (35-36)	
Kapitel 4: Düsseldorf und Bocholt	S. 37 - 46
Thomaskirche Düsseldorf (37-38) - Zuvor in Düsseldorf (38-39) - Im Historischen Rathaus (39-40) - Im Garten (40-42) - Im Zug nach Berlin (42-46)	
Kapitel 5: Oldenburg, RBB, Köln	S. 47 - 62
Oldenburg (47-48) - Ellen Rohlf's Texte (48-50) - Auftanken und Nachdenken (50-51) - Radiotermin in Berlin (51-59) - Köln, Wallraf-Richartz-Museum (60-62)	
Kapitel 6: Berlin	S. 63 - 74
Im Stefans (63-64) - Über Kritik an der Tournee (64-68) - Bei DaimlerChrysler (69-70) - Das Finale (70-73) - Das war die Tour (74)	
Kapitel 7: Haviva-Reik-Friedenspreis	S. 75 – 95
Daniel Barenboim (75-76) - Die Preisverleihung (76-81) - Das Krokodil aus Kiel (81-83) - Ideal und Realität (83-85) - Kulturelle Identitäten (85-89) – Falckenstein (89-94) - Mit Jörn am Spreebogen (94-95)	
Anhang	S. 96 - 125
- Essay: "Was ist Frieden?" (24.12.02)	S. 97 - 103
- Essay: "Palästina, Israel und die Bilder" (06.09.02)	S. 104 - 112
- Essay: "Palästina, Israel und die Hemmschwellen" (11.09.02)	S. 113 - 122
- Artikel: "Das Schulbuchprojekt" (24.01.03)	S. 123 - 124
- Register der erwähnten Bücher	S. 125

Vorwort

"Könige sind wir, mit Flügeln aus Staub" ist mein bearbeitetes Tagebuch zur Benefiztournee "Shalom - Salam" (09.05. bis 26.05.2004). Das jüdisch-israelische Musiker-Duo Rubin hatte die Idee zu der Konzert- und Lesereise, und ich übernahm den palästinensischen und literarischen Part. Zugunsten der bikulturellen Begegnungsstätte Givat Haviva traten wir drei Künstler in neun deutschen Städten auf, mit klassischer Musik, Lyrik und vielen Begegnungen.

In sieben Kapiteln lasse ich die Erinnerungen Revue passieren und schildere meine Wahrnehmungen. In der Zusammenarbeit mit dem Duo Rubin liegt Hoffnung für die Zukunft. Wenn mehr Leute so denken, dann gibt es auch mehr konstruktive Zusammenkünfte. Die sind heute dringender notwendig denn je. Ich erzähle von den Auftritten mit dem Duo Rubin und ihrer Musik, von den Reaktionen auf die Tour, von Sichtweisen und dem Umgang mit dem Nahost-Konflikt, von Begegnungen mit dem Publikum, mit Politikern, Journalisten, Veranstaltern, anderen Künstlern, von Givat Haviva, von den historischen Auftrittsorten wie dem Gewandhaus in Leipzig und dem Wallraf-Richartz-Museum in Köln, den Reisen und neuen Erfahrungen. Am 27.06.2004, anlässlich der Verleihung des Haviva-Reik-Friedenspreises an Maestro Daniel Barenboim, traten wir drei in Berlin im Sorat-Hotel noch einmal auf. Mit diesem krönenden Abschluss endet die erste Staffel von "Shalom-Salam".

In den Erzählfluss eingebettet sind einige literarische und Hintergrund-Texte, auch Betrachtungen und Rezensionen von Büchern, die unterwegs eine Rolle gespielt haben. Im Anhang befinden sich drei Essays: "Was ist Frieden?", "Palästina, Israel und die Bilder", "Palästina, Israel und die Hemmschwellen" (alle von 2002), ebenso wie der Artikel "Das Schulbuchprojekt" (2003). Diese Texte sind auf Deutsch und Englisch im Internet erhältlich. Auch ein Register der genannten und besprochenen Bücher findet sich im Anhang.

Gewidmet ist "Könige sind wir, mit Flügeln aus Staub" allen, die an "Shalom - Salam" mitgewirkt und dazu beigetragen haben, dass in einer schwierigen Zeit etwas Gemeinsames geschaffen wurde.

*Anis Hamadeh
Kiel am 16.08.2004*

Kapitel 1: Leipzig und Halle

Im Gewandhaus

(09.05.04) Der Bahnhof in Leipzig war voller grölender Fußballfans. Kampf der Subkulturen. Ich rollte den Koffer hinter mir her und sah in die Menge der selbstmarkierten Jugendlichen. An den Ausgängen Polizei, nur Routine. Ich fragte nach dem Gewandhaus, aber die Polizisten kamen nicht von hier. Stau. Olee, oleee oleee oleee. Gruppenidentität. Im Prinzip nichts Schlechtes. Außer man braucht einen Feind dafür.

Es war nicht weit. Das Wetter war schön. Ich kannte Leipzig von einem Orientalistentag kurz nach der Wende und mochte die Stadt. Das Duo Rubin hatte Hotelzimmer gemietet, praktischerweise direkt neben dem Gewandhaus. Dort im Hotel trafen wir uns auch. Sie hatten Benny, einen Freund, aus Berlin mitgebracht, um den Beamer, die Boxen und das Mischpult transportieren zu können. Gerade zu Beginn der Reise gab es eine Menge Organisatorisches zu tun. Wir waren im positiven Stress, wach, konzentriert. Würde alles klappen? Es waren kaum Plakate in der Stadt verklebt worden, die Werbung war nicht so besonders. Das gab uns einen kleinen Dämpfer. Doch wir wollten nun endlich anfangen, ein paar Bühnenerfahrungen zusammen machen. Nachdem wir uns frischgemacht und einen Kaffee getrunken hatten, gingen wir rüber zum Soundcheck.

Im Gewandhaus in Leipzig aufzutreten, war ein echtes Erlebnis. Es gehört zu den Wahrzeichen der Stadt. Neben unserem Garderobenraum waren einige Dokumente an der Flurwand ausgestellt, hinter Glas. Die Ankündigungen der allerersten Konzerte im Gewandhaus. Auf der rechten Hälfte sah man unter anderen Max Reger und Otto Klemperer, dann Wagner, dann auf der linken Seite ging es bis ins achtzehnte Jahrhundert zurück. Das erste Konzert fand demnach 1789 statt, es war Mozart selbst. Das Gebäude besteht aus zwei Teilen, man könnte auch sagen: zwei Welten. Die repräsentative äußere, öffentliche Welt mit ihren Hallen, Leuchtern, Treppen, Fluren und Sälen; und auf der anderen Seite der umfangreiche Backstage-Bereich, funktional, aber nicht ohne Charme. Auf den schmucklosen Fluren, in deren vielen Ecken Geräte standen, begegnete man Musikern, Handwerkern und Technikern. Der freundliche Mitarbeiter, der unseren Auftritt technisch überwachte und uns während der letzten Stunden beim Aufbau zur Hand gegangen war, verwandelte sich kurz vor der Vorstellung in einen Anzugträger mit Krawatte: Die Vorbereitungsphase war vorbei, der elegante, öffentliche Teil des Abends begann.

Ich stand neben dem Gewandhaus-Helfer abseits der Bühne und sah auf den Fernschirmschirm, der den Saal zeigte und die aktuelle Uhrzeit. Es war noch eine halbe Stunde Zeit. Inzwischen waren auch Michael Krebs aus Köln und Alex Elsohn, der Repräsentant von Givat Haviva, eingetroffen. Er ist für

internationale Beziehungen zuständig und der Direktor für Europa. Auch ein Freund von ihm, Stefan, dem wir noch mehrmals begegnen würden. Gemeinsam hatten wir uns um die letzten Vorbereitungen gekümmert. Der Beamer funktionierte nicht, so konnten wir den geplanten Film nicht zeigen. Doch brachte uns das nicht besonders in Verlegenheit und wir beschlossen kurzerhand, dass Alex stattdessen ein paar Worte sagte. Michael Krebs hatte von Köln aus den Auftritt mitorganisiert. Ein Fotograf machte Bilder von uns im Gewandhaus-Ambiente. Er versuchte dauernd, Englisch mit mir zu sprechen, aber er konnte gar kein Englisch. Ich fragte ihn, ob er Deutscher sei, und er sagte Ja.

Während das Duo Rubin noch in der Garderobe war, unterhielt ich mich mit dem Mann, der hier seit sechseinhalb Jahren arbeitete. Er war von ruhigem, angenehmem Temperament. Ihm gefiel seine Arbeit, er strahlte Gelassenheit aus. Ich fragte ihn, wie viele Säle es im Gewandhaus gebe, er sagte zwei: den Mendelssohn-Saal, in dem wir gleich auftreten würden und in dem sich inzwischen die ersten Besucher eingefunden hatten, wie ich auf dem Bildschirm erkennen konnte. Und den großen Saal. Er drückte auf einen Knopf und ich sah auf dem Monitor vier oder fünf Leute auf einer anderen Bühne stehen. Jetzt schaltete er den Ton dazu. A cappella! Diese Leute sangen a cappella, und ich las in der Broschüre, die auf dem Tisch lag, dass es sich um ein Festival handelte mit vielen Bands. Ich war begeistert, hatte ich doch ein Faible für diese Art der Minimal-Kunst, sowohl passiv als auch aktiv. Wenn ich selbst a cappella sang, dann meist Bass oder Bariton. Damals in Hamburg hatte ich für eine kurze Zeit eine Band. Leider sind wir nicht bis in die Auftrittsphase gelangt. "Mister Sandman" haben wir gesungen, die Noten dazu gab es in der Musikbibliothek in Hamburg, in der Nähe vom Jungfernstieg. Meine Lieblingsgruppe war die erste Besetzung der Flying Pickets aus England, ich hörte aber auch die King Singers, Bobby McFarin, die Comedian Harmonists und einige Bands von dem Festival in New York vor zehn oder fünfzehn Jahren, von dem Spike Lee eine Fernseh-Dokumentation gemacht hat. Die Harmonien der Beach Boys und der Beatles nicht zu vergessen. Ursprünglich assoziiere ich a-cappella-Musik mit schwarzer Gospelmusik.

Auf dem Weg zur Garderobe begegnete mir eine Gruppe von Bühnenfrauen. Hey, habt ihr da gerade a cappella gesungen, fragte ich. Wir wechselten ein paar Worte im Vorübergehen. Dann holte ich das Duo Rubin ab und wir gingen raus auf die Bühne.

Duo Rubin live

Das Duo Rubin so nah auf der Bühne zu erleben war etwas Besonderes. Die beiden sind sehr gut aufeinander eingespielt, weil sie sich lange kennen und ähnliche Begabungen haben. Piano und Cello klingt auch gut zusammen, da fehlt nichts. Ungefähr zwölf Mal habe ich insgesamt das Programm live gehört, ohne die Proben, und es ist mir nie langweilig geworden, obwohl ich ein

ungeduldiger Mensch bin. Das mag auch daran liegen, dass wir ähnliche Stücke und Stile schön finden. Bach etwa ist für uns alle drei einer der, wenn nicht der wichtigste Komponist. Beim Soundcheck in Düsseldorf spielte Ithay einmal die Musette aus dem Notenheft von Anna Magdalena an. Er zeigte mir eine einfache Rhythmusbegleitung für die Gitarre. Es macht Spaß, mit einem Cello zusammenzuspielen. Mein hauptsächlicher Part war aber Literatur. Ich las aus dem aktuellen Jugend-Buch "Wir wollen beide hier leben" (herausgegeben von Sylke Tempel) und aus meinem Lyrikband "Loving Jay".

Das Duo Rubin probiert wie ich gern Neues aus. So haben sie einen israelischen Komponisten im Programm, Paul Ben Chaim, und einen arabischen, den Ägypter Alberto Hemsí. Wie sie erzählt haben, ist Hemsí kein bekannter Komponist. Vielmehr haben die beiden ihn in einer privaten Bibliothek gefunden und zu einer Weltaufführung gebracht. Ihr Programm ist bunt, das würde ich als Halblai so sehen. Sie haben ernste und heitere Sachen, technisch schwierige Stücke wie die Variationen auf einer Saite von Paganini oder Piazzollas Grand Tango. Chopin war auch dabei (Polonaise Brillante Op.3), sowie die schnellen und eigentlich fast volkstümlichen Stücke "Csárdás" (sprich: Tschardasch) von Monti und "Feuertanz" von de Falla (sprich: de Faiya), die ich am Liebsten hörte. Später kam noch Offenbachs "Schlittenfahrt" dazu. Ich mochte alle Stücke auf ihre Art, es war keins dabei, das mich nach einer Weile genervt hätte. Manchmal während der Tournee hatte ich das Gefühl, dass die beiden heute brillanter spielten als im Durchschnitt, aber ihre eigenen Einschätzungen waren meist ganz anders, so hielt ich mich mit Kommentaren dieser Art zurück.

Ich habe es jedenfalls genossen. Einmal während der Vorbereitungszeit in Berlin fing Ithay spät am Abend an, Cello zu üben für den nächsten Tag. Er spielt erstes Cello im Staatsorchester in Halle. Ithay übte oft nachts, in ihrem Haus in Berlin schien das zu funktionieren. Gabriella war schon zu Bett gegangen und ich stand im Garten, trank Rotwein, rauchte, sah dem kleinen weißen Hund nach, der zu keiner Tages- oder Nachtzeit zu schlafen schien und hörte dem Cello zu. Müde wie ich war, schaffte ich es noch bis auf die Wohnzimmer-Couch, wo ich erst einmal liegen blieb. Ich driftete weg, wenn ich diese Musik hörte, es träumte sich dabei so schön. Als ich dann irgendwann aufstand und mich verabschiedete, hörte Ithay auch mit dem Üben auf.

Vielleicht kann der Konflikt zwischen Israelis und Palästinensern und Deutschen hier in Ausschnitten von der äußeren Peripherie aus ein wenig genauer betrachtet werden. Denn politisch repräsentieren Ithay und ich durchaus in einer Weise Israel, Palästina und Deutschland. Was die Tournee interessant und authentisch machte, war die Tatsache, dass wir nicht von vornherein den Konflikt für uns gelöst hatten, sondern etwas ganz anderes machten: neue Erfahrungen. Es gibt durchaus Israelis und Juden, die mir in politischen Kontexten näher stehen als Ithay. So unterschiedliche Personen wie Felicia Langer, Uri Avnery, Abraham Melzer, Shraga Elam, Michel Warschawski, Moshe Zuckermann, Moshe Zimmermann, Uri Davis, Ilan

Pappe, Paul Eisen, Avraham Burg, Noam Chomsky, Michael Neumann, Amira Hass oder Tom Segev, um ein paar Beispiele zu nennen. Ithay repräsentiert in erster Linie natürlich sich selbst, er kommt aber auch aus der Kibbuz-Bewegung und steht insofern - auch wenn Politik nicht sein Hauptfeld ist - für einen Teil der israelischen Linken. Im weitesten Sinne Arbeiterpartei, nicht Likud. Für zwei souveräne Staaten und gegen die Besatzung. Gegen Hubschrauberangriffe, gegen Terroranschläge und für die Menschenrechte. Gleichzeitig ist ihm die Sicherheit Israels wichtig und er ist loyal zu seinem Land und dem Judentum, so wie er es auffasst. Er war in der israelischen Armee, als Musiker.

Da das Duo Rubin im Gegensatz zu mir nicht journalistisch tätig ist und auch nicht den Zeitungsdiskurs seit Jahren beobachtet, erwartete und forderte ich keine intellektuelle Herangehensweise. Zwar gab es ein paar Punkte zur Geschichte, über die wir sprechen wollten und mussten, ebenso wie über das Thema Gewalt. Aber schnell merkten wir alle drei, dass es in der Hauptsache darauf ankam, dass wir einander erst einmal zuhörten und einander kennen lernten. Durch ihre Initiative hatte das Duo Rubin bereits zu erkennen gegeben, dass es diese Begegnung wollte. Der Kibbuz, in dem Ithay aufgewachsen ist, liegt in der Nähe von Nazareth. Wenn ich an einem klaren Abend vom Berg aus, auf dem meine Großeltern gelebt haben, über die Terrasse zum Horizont schaute, konnte ich die Lichter von Nazareth sehen. Dazwischen liegt die grüne Grenze. Dazwischen liegt so vieles. In unserer gemeinsamen Aktion lag eine Chance, das ahnten wir recht schnell. Da war irgendetwas dran. Vielleicht einfach nur deshalb, weil wir in ähnlicher Weise tolerant waren, im Wesen friedliebend, und Musiker.

Es war das Ende des zweiten Teils der Premiere von Shalom-Salam. Ich erwachte aus dem Traum, den ich während des langen Parts vom Duo Rubin geträumt hatte. Das Publikum war ebenso zufrieden. Sie spürten, dass wir hier auf der Bühne für eine bestimmte Sache standen und sie wollten diese Sache. Nach mehreren Applausen kam ich am Schluss wieder auf die Bühne und packte die Gitarre aus, während sich Ithay auf das Schluss-Stück konzentrierte, das wir nun gemeinsam spielten. Ein Mikro brauchten wir nicht, die Akustik war perfekt. Gegen Ende der Tournee, als die Routine die Worte geschliffen hatte, sagte ich: "Meine sehr geehrten Damen und Herren, nachdem wir nun eine Grenze überschritten haben, die zwischen Palästina und Israel, möchten wir zum Schluss noch eine Grenze überschreiten, nämlich die zwischen E-Musik und U-Musik. Es folgt ein Stück, das ich geschrieben habe, mit dem Titel: Wie oft wirst du es noch tun". Ich liebte es, dieses Stück mit Ithay zu spielen. Dass Gabriella bei diesem Lied nicht mitgespielt hat, lag daran, dass wir nicht die Zeit und Möglichkeit hatten, um eine vollständige Partitur auszuarbeiten. Es gab also noch Potenzial, wir konnten uns noch steigern, wenn wir zum Beispiel eine Fortsetzung der Tournee erwogen. Nur selten hatte ich in letzter Zeit mit Leuten musikalische Nähe erreichen können. Mit Ithay konnte ich frei spielen. Er war tolerant, er ließ mich einfach sein. Ich

brauchte keine Angst oder Hemmungen zu haben. Umgekehrt war es genauso.

Ich bin kein Virtuose auf der Gitarre und im Gesang. Jedenfalls meistens nicht. Ich übe auch meist nicht viel, weil ich beim Üben auf neue Stücke komme, die ich dann lieber komponiere als das Alte zu spielen. Außerdem kenne ich Phasen, in denen Stimme und Gitarrespiel optimiert waren. In diesen Phasen hatte ich allerdings negative Erfahrungen gemacht, die mich noch immer hemmten. Wenn ich nämlich gut spielte, brauchte ich ein Publikum. Und wenn das nicht zu erreichen war, bekam ich große Probleme mit der inneren Balance. Ich war froh, dass Ithay und Gabriella das Lied mochten. Eine Ballade, in einer Tradition geschrieben, die auch mal deutsch war, heute aber als Chanson meist mit Frankreich assoziiert wird.

Das Publikum freute sich in erster Linie darüber, dass wir es zusammen aufgeführt hatten, aber auch über das Lied habe ich im Lauf der Tour von einigen Leuten gehört, dass es sie berührt habe. Mehr kann sich ein Künstler nicht wünschen. Dafür ist der Song ja geschrieben und er hatte sich bei Freunden und in früheren Veranstaltungen bewährt. Michael Krebs, von dem ich später mehr erzähle, war jedes Mal begeistert, wenn wir es spielten. Den Text des Stücks füge ich hier ein, die Botschaft liegt aber eher in der Melodie, und in diesem Falle im Zusammenspiel. Im Internet kann man es sich anhören:

WIE OFT WIRST DU ES NOCH TUN?

Anis 2000, Song # 82, C-Moll

1. So viele Leute, Jäger und Beute, wie oft wirst du es noch tun?
Ein Mal? Zwei Mal? Wie oft wirst du es noch tun?
2. Einmal vor langer Zeit, da reisten wir um die Welt.
Du warst so schön, ich war schön, es hat uns keiner gefehlt.
3. Du hast gewonnen, du hast verloren, wie oft wirst du es noch tun?
Drei Mal? Vier Mal? Wie oft wirst du es noch tun?
Sleep my child, Daddy's here by your side.
4. *(instrumental)*
5. Du sagst ja, du sagst nein, wie oft wirst du es noch tun?
Ein Mal? Zwei Mal? Mit wem wirst du es noch tun?
Wir waren gefahren um die Welt, oh yeah.
Die ganze Welt, ja, die ganze Welt
Sleep my child, Daddy's here by your side.

Gabriella kam wieder zurück auf die Bühne und wir standen zu dritt da. Die Leute standen auf und klatschten. So etwas kannte ich noch nicht. Dass welche aufstehen, meine ich. Es war also erfolgreich. Dann konnten wir ja weitermachen.

Shalom-Salam-Infos

Bevor es mit der Reise weitergeht, hier einige allgemeine Informationen über das Projekt Shalom-Salam, über das Projekt "Kinder lehren Kinder" von Givat Haviva, über das Duo Rubin und über mich. Kein Krieg hat ewig gedauert. Irgendwann wird auch dieser Krieg zuende sein und dafür wollen wir bereit sein. Die folgenden Pressemitteilungen sind auch zu finden unter www.anis-online.de/1/orient-online/salam-shalom.htm:

"Shalom - Salam", Benefiz-Konzerttournee vom Duo Rubin und Anis Hamadeh zugunsten des jüdisch-arabischen Friedenszentrums Givat Haviva

Am Sonntag, dem 9. Mai, beginnt im Leipziger Gewandhaus eine einmonatige Benefiz-Konzertreihe zu Gunsten des jüdisch-arabischen Begegnungsprojektes "Kinder lehren Kinder" des Friedenszentrums Givat Haviva in Israel. "Shalom - Salam", das hebräische und das arabische Wort für "Frieden" bilden den Tourneetitel, unter dem das in Berlin lebende israelisch-ungarische Duo Rubin und der deutsch-palästinensische Schriftsteller Anis Hamadeh in zahlreichen deutschen Städten auftreten werden.

In dem Projekt "Kinder lehren Kinder", dem der Reinerlös der Konzerte zukommen wird, treten jüdische und arabische Kinder oft erstmalig durch gemeinsame Aktivitäten in den Dialog. Weil diese Friedensbasis einen Hoffnungsschimmer im Nahostkonflikt darstellt hat Bundespräsident Johannes Rau die Schirmherrschaft für die Benefiztournee übernommen, um zu würdigen, wie Givat Haviva sich "vorbildlich für Frieden und Verständigung zwischen Juden und Arabern einsetzt." Givat Haviva wurde für seine Verständigungsarbeit 2001 mit dem UNESCO-Friedenspreis ausgezeichnet.

Verständigung ist auch das Anliegen der Künstler, die den Reinerlös der Tournee diesem Projekt zukommen lassen werden. Das international renommierte Duo Rubin - Ithay Khen, preisgekrönter israelischer Cellist und Stipendiat des Berliner Philharmonischen Orchesters und Gabriella Gonda-Khen, die erfolgreiche ungarische Konzertpianistin - nehmen ihre unterschiedliche Herkunft zum Anlass, den Gedanken der Völkerverständigung in ihre Arbeit einfließen zu lassen und die Musik als internationales Kommunikationsinstrument zu verwenden. Für Anis Hamadeh, den in Kiel lebenden Schriftsteller und Musiker, "gibt es keinen Konflikt, den man nicht lösen kann." Der Islamwissenschaftler hat sich nicht nur in Prosatexten mit dem Nahostkonflikt auseinandergesetzt, sondern ist durch seinen im Westjordanland geborenen Vater auch familiär mit der Region verbunden.

Um der kulturellen Vielfalt der Region und der vielseitigen Friedenstätigkeit von Givat Haviva gerecht zu werden, wurde ein buntes Tourneeprogramm entworfen, das von DaimlerChrysler Services finanziell

unterstützt wird. Im Programm werden selten gehörte arabische und israelische Kompositionen präsentiert. Unter anderem werden klassische Highlights von Paganini, Chopin und Piazzolla gespielt. Anis Hamadeh trägt neben eigener Prosa auch solche von jüdischen wie arabischen Schriftstellern vor. Und als visuelles Vorprogramm werden Ausschnitte aus "Mit den Augen des Anderen" gezeigt - einem Film, der nicht die üblichen gewaltdominierten Bilder zeigt, sondern davon zeugt, wie arabische und jüdische Jugendliche Hass und Vorurteile überwinden. In einem Kurs des Kunstenrums von Givat Haviva lernen sie gemeinsam das Fotografieren und dabei sich gegenseitig in ihren jeweiligen Lebenswelten kennen.

Das Duo Rubin hat die deutschlandweite Friedenstournee initiiert, weil "dem ständig wachsenden Verlust an Vertrauen auf beiden Seiten Positives entgegengesetzt werden muss" - auf politischer und diplomatischer Ebene wie im täglichen Leben; nicht nur im Krisengebiet, sondern überall auf der Welt: auf Straßen und Plätzen, in Schulen und Sporthallen, in Theatern und in Konzertsälen."

Givat Haviva - Educational Institution

Givat Haviva ist eines der größten, ältesten und führenden Institute, das sich in Israel für jüdisch-arabische Verständigung einsetzt, den kulturellen und religiösen Pluralismus fördert, für demokratische Werte und Frieden wirkt und die Vergangenheit des jüdischen Volkes in erzieherischer Arbeit der Jugend von heute nahe bringt.

Givat Haviva wurde im Jahre 1949 als das nationale Erziehungszentrum des Kibbuz Artzi Verbandes gegründet. Der zentrale Campus von Givat Haviva umfasst 15 ha und liegt in der Scharon-Ebene, ziemlich genau in der Mitte zwischen Haifa und Tel Aviv.

Heute bietet Givat Haviva einer vielfältigen Bevölkerung formelle und nicht formelle Erziehungsprogramme an. Givat Haviva gewann unter anderen die Anerkennung von Akademikern, Lehrer, Pädagogen und Sozialarbeitern auf Grund der erzieherischen Arbeit die hier geleistet wird. Im Besonderen wird Givat Haviva für den Einsatz der Mitarbeiter und deren Verpflichtung Wissen und kulturellen Pluralismus zu vermitteln, geachtet. Zehntausende Menschen nehmen jährlich an den verschiedenen Seminaren, Kursen und Workshops, die in Givat Haviva abgehalten werden, teil. Manche kommen nur für einen Tag, andere bleiben ein volles, intensives Studienjahr.

Die Themen, auf die sich das Institut spezialisiert, reichen von jüdisch-arabischer Koexistenz bis zur Geschichte des Nahen Ostens, die Wurzeln des Zionismus, arabische Sprache und Kultur, die Geschichte des Holocausts und des jüdischen Widerstandes bis zur Geschichte der Kibbuz- und Arbeiterbewegung in Israel. Die im Januar 2001 eröffnete Friedensbibliothek in

Givat Haviva enthält Millionen von Dokumenten und bietet über 120.000 Bände in 5 Sprachen an. Das Archiv und die Bibliothek dienen nicht nur den Studenten und Lehrern des Campus, sondern auch Forschern und Doktoranden aus der ganzen Welt.

Givat Haviva - eine Brücke zwischen zwei Völkern

Seit dem Ausbruch der zweiten Intifada im Oktober 2000 haben sich viele die Frage gestellt, wie es mit dem Friedensprozess weitergeht. Israel und Palästina stecken heute - und wohl nicht zum letzten Mal - in einer Sackgasse. Trotzdem sind sich die Friedensinstitute wie Givat Haviva einig, dass der Frieden vor allem von unten wachsen muss. Erst, wenn die Menschen in der Region sich begegnen wollen, fängt der Prozess der Verständigung und des Vertrauens zueinander langsam an. Dies erfordert eine geduldige Erziehungsarbeit, die auch im Oslo-B Abkommen vertraglich vereinbart wurde. Nur: Diese Forderungen müssen dann auch in die Praxis umgesetzt werden, wenn auf beiden Seiten geschossen wird, wenn sich das politische Klima verschlechtert, und es scheint, dass frühere Versuche der Annäherung keine Resultate eingebracht haben.

Krisenzeiten können auch Gelegenheiten für bessere und intensivere Zusammenarbeit bieten. So hat sich gerade die langjährige Zusammenarbeit mit den israelischen Palästinensern in Givat Haviva bewährt und bewiesen, dass die tägliche Friedensarbeit, die Zivilgesellschaft in Israel zu stärken und Brücken zwischen Juden und Arabern zu bauen, stärker ist als die wechselnde politische Lage. In all den 40 Jahren seit der Gründung des jüdisch-arabischen Zentrums für den Frieden in Givat Haviva hat diese Zusammenarbeit nicht einen Tag geruht und geht auch heute weiter.

Über das Duo Rubin

Der brillante israelische Cellist Ithay Khen war Stipendiat der berühmten Karajan-Akademie des Berliner Philharmonischen Orchesters und musizierte unter den Dirigenten Claudio Abbado, Georg Solti, Daniel Barenboim und Sir Simon Rattle. Mit der erfolgreichen Konzertpianistin Gabriella Gonda-Khen unternahm er Konzerttourneen durch ganz Europa, in die USA und nach Asien. Damit begründete das Duo Rubin sein internationales Renommee. Die beiden Künstler nehmen ihre unterschiedliche Herkunft zum Anlass, den Gedanken der Völkerverständigung in ihre Arbeit einfließen zu lassen und die Musik als internationales Kommunikationsinstrument zu verwenden. Mehr über das Duo Rubin auf der Homepage www.duorubin.de.

Über Anis

Anis Hamadeh ist Musiker, Schriftsteller und Essayist und lebt in Kiel. Den Nahen Osten kennt der deutsch-palästinensische Islamwissenschaftler seit vielen Jahren unter anderem durch intensive Reisen. Im Februar war er auf einer Lesereise durch Ägypten. Die Freiheit und Selbstbestimmung der Palästinenser ist ihm ein wichtiges Anliegen, das er auch literarisch umsetzt. Er ist engagiert und streitbar; für ihn gibt es keinen Konflikt, den man nicht lösen kann. Anis Hamadeh hat circa zehn Bücher geschrieben und einhundert Lieder. Er ist Redakteur der Seiten www.anis-online.de und www.virtual-palestine.net.

Wir haben zwar unterschiedliche Geschichtsbücher...

Pressemitteilung zur Shalom-Salam-Tournee, Anis Hamadeh, 12.04.04

Als mich das Duo Rubin vor einem halben Jahr gefragt hat, ob ich bereit sei, den palästinensischen Part für eine Benefizveranstaltung zu Gunsten palästinensischer und israelischer Kinder im Rahmen der Friedens- und Dialogarbeit von Givat Haviva zu übernehmen, habe ich natürlich Ja gesagt. Denn zwei Dingen - so sie wirklich ernsthaft gewünscht werden - darf man sich nicht verweigern: dem Frieden und dem Wohl der Kinder. So lernte ich Ithay Khen und Gabriella Gonda-Khen kennen. Nermin Sharkawi aus Berlin hatte das vermittelt.

In der Zeit unserer Vorbereitungen und Proben lernten wir mehr voneinander; ich besuchte sie einige Male in Berlin und übernachtete auch in ihrem Haus. Ithay ist als Israeli geboren und hat Verwandte in Israel, Gabriella ist Jüdin mit ungarischem Hintergrund. Ich bin Deutscher mit einem Vater, der in der Westbank nahe Jenin geboren und aufgewachsen ist und habe mich so lange und so intensiv mit diesen Wurzeln beschäftigt, dass ich Begriffe wie "Deutsch-Palästinenser" oder "arabischer Deutscher" nicht als falsch empfinde. In arabischen Ländern werde ich meist als Araber identifiziert, auch das stört mich nicht. Ich bin auch Araber. Sowieso Weltbürger.

Durch meine Network-Arbeit habe ich bereits einige Israelis und Juden (Anm.: Da sich jüdische Identität sehr häufig in einem Bekenntnis zu Israel äußert, sehe ich hier fließende Grenzen) kennen gelernt, nette und weniger nette, doch dieses Projekt ist auch für mich etwas Neues. Über Politik haben wir anfangs fast gar nicht gesprochen. Vielmehr habe ich meinem Instinkt vertraut, da Ithay in Kenntnis auch meiner kritischen Schriften auf mich zugekommen war. Im Verlauf unserer Begegnung geschah etwas Seltsames: Wir merkten einerseits, dass wir ohne viele Probleme miteinander umgehen können, und andererseits, dass unsere politischen Vorstellungen durchaus voneinander abweichen.

So haben wir recht unterschiedliche Geschichtsbücher und auch unsere Einstellungen gegenüber staatlichen Ordnungen und Maßnahmen - nicht nur in Bezug auf Israel - sind nicht kongruent. Angesichts der extremen Situation in Palästina/Israel und der Welt könnte das zu einer unversöhnlichen Distanz führen. Diese spüren wir aber nicht. Es ist, als würde uns etwas trennen, das nicht zu uns gehört, das wir also nicht ins Zentrum unseres Verhältnisses stellen müssen.

Die Musik des Duo Rubin finde ich wunderschön, ebenso wie auch meine Kunst von den Beiden respektiert und geschätzt wird. Die Motivationen ihres persönlichen Lebens teile ich in vielen, wichtigen Dingen. Kulturelle Unterschiede halten wir alle drei nicht für problematisch, oft sogar für anregend. Und der Wille zum Frieden und zur Verständigung eint uns.

Dabei ignorieren wir die politische Lage keineswegs, das Gespräch darüber bricht nicht ab. Ich bin mit den Einstellungen des Spektrums der israelischen Linken einigermaßen vertraut und kenne auch den Unterschied zu anderen Spektren der israelischen Gesellschaft. In einer Weise beruhigen mich Itay und Gabriella und geben mir Hoffnung, weil sie offen sind, neugierig, kreativ und frei. Manches, was ich hörte, tat mir auch Weh, weil ich andere Informationen habe und bekomme, umgekehrt mag es ähnlich sein. Diese Punkte könnte ich an dieser Stelle ausformulieren und auf den Punkt bringen, aber ich habe kein Bedürfnis danach. Es geht hier um etwas anderes.

Wenn wir ein gemeinsames Geschichtsbuch hätten, dann wäre diese Grauzone verschwunden. Es wird eines Tages ein solches Buch geben. Und es wird eines Tages Frieden geben.

Vorwort vom Duo Rubin:

"Israel - Vadi Ara - September 2000, wir sind unterwegs, um Verwandte zu besuchen. Uns bietet sich ein erschütternder Anblick: überall verbrannte Autoreifen, Bushaltestellen und Straßenlaternen sind zertrümmert, die Fahrbahn ist beschädigt, das Tal ist unpassierbar. Wir sind schockiert, diese Strecke ist uns seit Jahren vertraut, wir kennen das Vadi Ara als ruhige, friedliche, geradezu idyllische Gegend. Niemals hätten wir geglaubt, dass bei der hier überwiegend arabischen Bevölkerung eine derart große Wut herrschen könnte, die - als Ausdruck ihrer Solidarität mit den Palästinensern - ein solches Ausmaß an Zerstörung hervorrufen würde.

Der Schock sitzt tief, die Eindrücke lassen uns nicht in Ruhe, auch als wir wieder in Berlin sind. Uns ist klar: dem ständig wachsenden Verlust an Vertrauen auf beiden Seiten muss begegnet werden - und zwar weltweit: sowohl auf politischer Ebene als auch im täglichen Leben. Es liegt nahe, unsere Musik als Kommunikationsmittel zu nutzen. So initiieren wir die deutschlandweite Friedenstournee Shalom-Salam. Wir freuen uns, den

deutsch-palästinensischen Schriftsteller Anis Hamadeh für unser Projekt gewonnen zu haben. Glückliche sind wir auch über die Schirmherrschaft von Bundespräsident Johannes Rau."

Essen am Runden Tisch

Wir gingen nach der Premiere über die Fußgängerzone, wo große Bilder von Daniel Barenboim hingen, der im Juli hier spielen würde. Ich grüßte den Maestro. Ithay und Gabriella haben schon mit ihm gespielt, sie kannten ihn. Mir fiel auf, dass er eine gute Klammer bildete, weil wir ihn gemeinsam hoch schätzten. Georg Meggle führte uns zu einer historischen Wirtschaft. Professor Meggle war der einzige in der Runde, der sozusagen von meiner Seite dazukam, die anderen, Alex Elsohn, Stefan, Benny und Michael Krebs, sie kamen im weitesten Sinne über das Duo Rubin dazu. Meggle lehrt Philosophie an der Uni in Leipzig und arbeitet unter anderem zum Thema "Terror", wovon später ausführlicher erzählt wird. Ich war froh, dass diese erste größere Runde während der Tour so harmonisch war. Im Verlauf der Wochen fiel mir das immer wieder auf: Wir kamen mit den Leuten des jeweils anderen gut zurecht.

An einem runden Holztisch saßen wir in mittelalterlicher Atmosphäre, sprachen über das Konzert und lernten einander kennen. Alex erzählte von seinen derzeitigen Reisen zwischen der Schweiz, Tel Aviv und Deutschland. Er war für ganz Europa zuständig und organisierte Treffen, fand Sponsoren, machte Givat Haviva bekannt. Ein gewisses Misstrauen Konfliktbeteiligten gegenüber habe ich immer, auch mir selbst gegenüber, und gerade, was Givat Haviva betraf, so konnte ich das zu Beginn noch nicht ganz abschätzen. Sie bekamen kein Geld von der derzeitigen israelischen Regierung, das war in meinen Augen ein wichtiger Punkt. Während der Regierungszeit der Arbeiterpartei wurde es staatlich gefördert. Aus Networkerkreisen hörte ich vereinzelt, dass Givat Haviva eine israelische Sache sei und keine palästinensische. In der Tat stammen die meisten Beteiligten aus dem 48er-Gebiet, also aus dem heutigen Staatsgebiet von Israel. Kontakte zu Palästinensern der Westbank sind aber da. Ich hatte die mir zur Verfügung stehenden Newsletter und Broschüren aus der Pressemappe studiert und war gewillt, konstruktiv zu der Sache beizutragen, um herauszufinden, ob hier eine Zusammenarbeit sinnvoll war. So etwas konnte man nicht aus Büchern oder Texten erkennen. Ausprobieren. Bis jetzt war es schon mal gut gegangen.

Georg Meggle erzählte uns von Leipzig und den Ereignissen von 1989. Den Versammlungen in der Kirche nebenan, und dass man diese Mentalität in Leipzig schon noch spüren könne. "Sie kamen dann aus der Kirche und setzten sich vermutlich hier an diesen Runden Tisch, um weiterzureden." Geschichte atmen. An der Revolution schnuppern. Erst gegen zwei Uhr morgens bin ich im Hotelbett eingeschlafen.

Mittags in Halle

(10.05.04) Am Vormittag brachte mich Michael das kurze Stück nach Halle. Er fuhr zu einer parallelen Lesung weiter, bei der aus den Memoiren des Vorsitzenden des Zentralrats der Juden in Deutschland, Paul Spiegel, gelesen wurde. Wir holten eine professionelle Schauspielerin ab, die den Text lesen würde. Das Duo Rubin war bei diesem Event auch dabei und spielte, ich verzichtete und ruhte mich ein paar Stunden im Hotel aus. Es waren viele Eindrücke zu verarbeiten. Zum späten Mittagessen trafen wir uns im Hotelrestaurant und besprachen die Lage. Wir fühlten uns wohl, wenn wir auch ausgepowert waren. Wir kamen überein, dass wir in der zweiten Hälfte des Programms den Ausschnitt aus dem Jugendroman "Samir und Jonathan" von Daniella Carmi (Hansa-Verlag, 1994) ersetzen wollten, da ein langer Text reichte. Im ersten Teil las ich nämlich Ausschnitte aus: "Wir wollen beide hier leben. Eine schwierige Freundschaft in Jerusalem" von Amal Rifa'i und Odelia Ainbinder (mit Sylke Tempel, Rowohlt Berlin, 2003), der Sammlung eines authentischen Briefwechsels zwischen einer jungen Israelin und einer jungen Palästinenserin, beide aus Jerusalem. Dieser Text hatte viele im Publikum beeindruckt und er zeigt den Konflikt, zu dessen Lösung wir beitragen wollten. Die Presse hat zuweilen leider geschrieben, dass dieses Buch von mir sei. Das ist nicht der Fall, ich habe daraus nur vorgelesen, das hatte ich aber auf der Bühne auch deutlich gesagt.

Weil mir der verbale Part der Veranstaltungen oblag, machte ich mir Gedanken über die Verantwortung. Zwar begann Gabriella mit ein paar Worten, doch Ithay zum Beispiel sagte eigentlich gar nichts, wollte sich nur als Musiker und Teil des Projekts zeigen, was völlig legitim war. Ich wollte und durfte also nicht in einer Weise sprechen, die meine individuelle Meinung widerspiegelte, sondern unsere Meinung. Das war manchmal eine Gratwanderung. Aber es funktionierte und es gab niemals Streit wegen der Worte. Darauf war ich stolz, denn ich hatte mich nie verleugnen müssen.

Das Duo Rubin hatte heute zwei Auftritte, das war anstrengend. Live-Musiker müssen sich stärker konzentrieren als Vorleser, sie müssen mehr auswendig drauf haben, die Finger müssen aktiviert sein. Die einzige Nervosität, die ich selbst gelegentlich spürte, war wegen des Songs am Ende. Alles andere war locker. Deshalb nahm ich auch insgesamt Rücksicht darauf, wenn die beiden mal nervöser waren oder genervt. Sie hatten die ganze Vorbereitung an der Backe, ich hatte insgesamt weniger Arbeit. Die ganze Sache war ihre Initiative, das durfte man nie vergessen. Aus Respekt vor dieser Tatsache half ich, wo ich konnte, auf meinem Gebiet, stellte etwa eine Webpage her mit allen Infos der Tour. Hatte auch die Internet-Gemeinde informiert, wenngleich ich mit meinen Ergebnissen in puncto PR nicht immer zufrieden war. Es kamen zu wenig Leute aus palästinensischen und arabischen Kreisen, ich hätte es besser vorbereiten und ein paar Leute anrufen können. Andererseits ist es immer problematisch, für eigene Sachen selbst Werbung zu machen.

Immerhin, die Reaktionen, die ich zum Beispiel über Emails bekam, waren insgesamt positiv. Der Impuls war angekommen.

Gabriella und Ithay teilten sich einen Eisbecher zum Nachtisch. Vielleicht sollte ich doch "Ausgangssperre für Gefühle" lesen, mein aktuelles Gedicht, das bereits in Ägypten erfolgreich war und in drei Sprachen vorlag. Warum nicht, meinten die beiden, hast du es denn dabei? Hatte ich nicht. Vielleicht kannst du es hier im Hotel aus dem Internet ausdrucken, schlug Gabriella vor. Ah! Es lebe das Internet! Am Tresen erfuhr ich, dass nur die Hotelmanagerin einen Internetanschluss und Drucker hatte, man rief sie aber gleich an und ein paar Minuten später kam sie die Treppen herunter. Ich erklärte ihr in wenigen Worten, worum es ging, dass ich eine Seite ausgedruckt brauchte, und sie reagierte freundlich. In ihrem Büro klickte ich meine Homepage an und sie sagte: "Oh, das sind ja Sie", als sie mein Foto sah. Als ich das Gedicht ausdrückte, meinte sie: "Das ist aber kein gewöhnliches Gedicht." Ich grinste. Sie war eine attraktive Frau. So wenig Zeit und so viele schöne Frauen... Aber ich war ohnehin eher schüchtern und so blieb es dabei.

Konzerthalle Ulrichkirche, Halle

Ithay war etwas angespannt, weil einige seiner Kollegen aus dem Orchester von Halle im Publikum saßen. Es klappte aber alles gut. Auch der Film funktionierte dieses Mal. Gabriella kam auf die Bühne und kündigte ihn an. Er dauerte nur ein paar Minuten und zeigte die Arbeit von Givat Haviva. Man sah Jugendliche, die sich gegenseitig fotografierten. Man konnte nicht genau sagen, wer von ihnen Israelis, nein: Juden waren, und welche ursprünglich Arabisch sprachen und palästinensisch waren. Es waren einfach junge Leute, die einander begegneten. Es gab mehr Neugier als Spannung. Sie gingen auch über die Grenzen in die Häuser der jeweils anderen. Sahen sich dort um, fotografierten, was im Kühlschrank und im Kleiderschrank war, waren ausgelassen.

Ich sah diesen Film zum wiederholten Mal. Irgendwann werde ich die mal besuchen, dachte ich. Wollte es aus der Nähe sehen. Wie mochten die drauf sein? Wie gingen sie mit dem Konflikt um? Das konnte man in den paar Minuten nicht erkennen. Auch war die kurze Bühnenversion nur mit Musik unterlegt, ohne O-Töne. In der Langfassung des Films hörte man sie sprechen. Später in Bocholt hatten wir versehentlich einmal die Langfassung dabei, da wurde mir klar, dass sie alle Hebräisch sprachen. Ich fand das etwas problematisch, weil es eine gewisse Hegemonie bedeutete. Doch wandelte ich das insofern konstruktiv um, als ich mir vornahm, durch meine eigene Partizipation das Arabische einzubringen, das mir fehlte. Als ich schließlich am Ende der Tour in Berlin den palästinensischen Pressesprecher von Givat Haviva, Mohammad Darawshe, sowie Sarah Ozacky-Lazar kennen lernte, die Leiterin der Forschungsabteilung von Givat Haviva, eine jüdisch-israelische Historikerin, die sehr gut Arabisch spricht, waren meine Bedenken zerstreut.

Das waren auf jeden Fall Leute, mit denen man reden konnte. Inklusive Alex Elsohn natürlich, der heute in Halle vorerst das letzte Mal bei uns war und erst in Berlin wieder zu uns stoßen würde.

Auch dieser zweite Auftritt der Tour war noch Neuland. Routine stellte sich erst später ein, eigentlich erst ganz am Ende. Ein palästinensischer Student kam nach dem Auftritt hinter die Bühne und wir unterhielten uns eine Weile. Er war wie viele: wollte sich gern engagieren, wusste aber nicht genau wie. Es gab viel Potenzial in der Gesellschaft, das wir erreichen konnten. Der Veranstalter in der Ulrichkirche, Dr. Haupt, hatte ein Grußwort gesprochen und uns etwas über die Geschichte der Kirche erzählt hatte, die heute nur noch als Konzerthalle genutzt wird. Die Fahnen an der Wand zum Beispiel, so erklärte er, sind reine Fantasiefahnen. Sie haben den einzigen Zweck, die richtige Akustik herzustellen.

Mit Michael Krebs aßen wir zu Abend, der danach glatt noch den ganzen Weg zurück nach Köln gefahren ist. Ganz schöne Kondition. Wir würden uns schon bald wiedersehen. Für das Duo Rubin und mich ging es am nächsten Tag zeitig nach Vreden in Westfalen weiter, an die niederländische Grenze, zur zweiten Etappe.

Kapitel 2: Vreden und Wesel

Vreden

(11.05.04) Im Pfarrhaus von Vreden war es recht gemütlich. Wir hatten die halbe obere Etage, in der wir uns ausruhen konnten, bevor in zwei Stunden der Auftritt begann. Ich saß auf dem Balkon, die Sonne schien, Vögel zwitscherten und von irgendwo hinter den Bäumen hörte man ein Wasser rauschen. Auf dem Platz zwischen dem Pfarrhaus und der Stiftskirche, in der wir gleich sein würden, spielten Kinder. Wir waren vom Rathaus herübergekommen, wo wir einen kleinen Empfang hatten, fünf Minuten von hier.

Vreden ist eine alte Stadt. Da war ein schöner Kontrast zwischen den vielen Kindern auf der einen Seite und der Kirche aus dem zehnten Jahrhundert auf der anderen. Jeder von uns bekam bei dem Empfang ein Buch und eine Pressemappe über Vreden geschenkt. Ein älterer Herr und eine ältere Dame von der Deutsch-Israelischen Gesellschaft (DIG) waren ebenso bei diesem Gespräch wie der Pfarrer, eine Frau aus dem Stadtrat und eine Frau, die für die Website von Vreden ein paar Fotos machte und die später auch beim Aufbau des DVD-Spielers in der Kirche half. In der Kirche dann trafen wir den Küster sowie einen Klavierstimmer bei der Arbeit.

Die Frau aus dem Stadtrat hatte uns als erste empfangen und mit zu sich genommen, zu Kaffee, Brötchen und Kuchen. Den Kuchen hatte die Dame von der DIG gemacht. Apfel. Recht lecker. Die Frau aus dem Stadtrat hatte uns mit ihrem Auto zu sich gelotst. Auf der Heckscheibe ihres Wagens stand groß: "Gib Nazi's keine Chance". Ich fand diese Abschreckparole etwas befremdlich. Jedesmal, wenn man auf das Schild sah, dachte man unwillkürlich an Nazis. Was, wenn jemand auf sein Auto schreibt: "Gib Mördern keine Chance". Klingt doch irgendwie seltsam. Aber gut, es gibt eine Meinungsfreiheit, und ich fand es auch nicht verwerflich. Es hatte mir nur zu denken gegeben. Als Ithay das Schild entdeckte, meinte er, dass wir also "bei den richtigen Leuten" seien. Das fand ich dann auch etwas seltsam. Offensichtlich hat er diese Bekundung mit einer anderen Botschaft verknüpft, als Zeichen erkannt.

Noch bevor es an den gedeckten Tisch ging, sagte die Frau, dass sie pro-israelisch sei. Ich fragte sie nicht, was sie damit meinte, weil es mich nicht interessiert hat. Sie betonte dann aber, dass ihr das Schicksal der Pals nicht gleichgültig sei. Dem Duo Rubin war es etwas unangenehm, dass sie "pro-israelisch" gesagt hatte und sie relativierten den Begriff, sprachen mich später auch kurz darauf an. Wieder bemerkenswert, denn wieder interpretierten wir unterschiedlich. Ich realisierte, dass diese Frau durch ihre Bekundungen eine Art von Rebellion auslebte, die mit ihrer eigenen Umgebung zu tun haben musste, denn ihre Bekundungen galten dieser Umgebung. Es waren neben

einigen jüdischen viele christliche Symbole in ihrer Wohnung, auch ein Fisch auf ihrem Auto und die Kette an ihrem Hals. Sie hatte unter ihren zahlreichen Büchern auch eine Koranübersetzung. Ich könnte mir vorstellen, dass der christlich-jüdische Dialog in ihrer kirchlichen und sonstigen Umgebung nicht überall reibungslos verlaufen war und dass dieses "Pro-Israelische" (, das mich anscheinend doch interessierte,) damit zu tun hatte. Mit Deutschland zu tun hatte.

A pros pos pro-israelisch: Ich weiß nicht, was in Vreden geschehen ist und geschieht. Ich weiß aber, wie die Situation meiner Verwandten in der Westbank ist. Die meisten der Jungs und Mädels haben keine vernünftige Arbeit. Sie sitzen herum, beschäftigen sich auf dem Grundstück und sind reichlich desillusioniert. Mein Vater hat sieben Geschwister, die meisten leben mit ihren Familien zusammen auf einem Gebiet, in einem Dorf bei Jenin, und bewirtschaften das Land - Erbe meiner verstorbenen Großeltern. Sie haben schlichte, meist einstöckige Häuser, und es ist nicht weit von Haus zu Haus. Die nächste Generation hat ebenfalls dort gebaut, ebenso wie mein Vater und mein in Hamburg lebender Onkel gebaut haben, vor wenigen Jahren, einem Wunsch nach Rückkehr zu den Wurzeln entsprungen. Die Außenwände selbst dieser neuen Häuser haben Risse, von den Vibrationen der Panzer. Wenn mir mein Cousin Modar eine Email schreibt (ich weiß nicht genau, wo er das eigentlich macht), dann weiß ich oft nicht, was ich ihm sagen soll. Also höre ich ihm zu. Sein Englisch ist ziemlich gut. Er schreibt von der Hoffnungslosigkeit und beklagt die Besatzung. Dann wieder ist er voller Pläne und Ideen. Sein Grundton ist bemerkenswert positiv, er lässt sich nicht unterkriegen. Von der Familie schreibt er meist nicht so viel, allerdings weiß ich, dass sie meine Arbeit inzwischen schätzen und unterstützen. Wenn Modar schreibt, dass er mich manchmal "palästinensischer als die Palästinenser" findet, dann gefällt mir das. Er meint damit, dass ich mich für die Freiheit der Palästinenser einsetze. Allerdings gefällt mir das nur, wenn meine Familie das sagt, weil es da eine persönliche Bedeutung für mich hat. Bei anderen würde ich misstrauisch werden, wenn sie es sagten. Mein Cousin kann meine Internet-News verfolgen, und er war stolz, als die ägyptische Presse kürzlich über mich geschrieben hat. Ich habe das Gefühl, meiner arabischen Familie dadurch etwas geben zu können. Ich weiß nicht, was ich ihnen sonst geben könnte.

Auftritt in der Stiftskirche

Der Auftritt und das ganze Drumherum in Vreden war ausgezeichnet, bis auf diese eine Sache. Zu Beginn des zweiten Teils der Aufführung sprach zunächst einer der Veranstalter ein kurzes Wort, so war es üblich. Danach kam mein Part, ein längerer Literaturblock, darunter jetzt auch das Stück "Ausgangssperre für Gefühle" sowie einige weitere Gedichte aus "Loving Jay". Es gab mir ein besseres Gefühl, wenn ich aus meinen eigenen Sachen las, ich konnte mich dann mehr einbringen und es war authentischer. Schon während

des Vorlesens in dem halligen Raum spürte ich jedoch eine seltsame Distanz des Publikums. Seltsam deshalb, weil sie nicht echt war. Da war eine Mauer, Gabriella hat das später beim Abendessen bestätigt. Als ich jedenfalls zuende gelesen hatte, war Totenstille. Mir zog sich der Magen zusammen, aber ich ließ mir nichts anmerken. Ich hatte extra am Schluss "Vielen Dank" gesagt, damit das Publikum merkte, dass Finito war, es gab auch keinen Zwischenapplaus. Was hätte ich tun sollen? Später dachte ich, ich hätte sie vielleicht länger anschauen sollen, anstarren vielleicht, sodass sie sich nur durch den Applaus vor meinem Blick hätten retten können. Ein Teppich aus Blei senkte sich weitläufig auf mich, während ich unauffällig die kleine, und hauptsächlich vom Flügel ausgefüllte, Bühne verließ. Das Duo Rubin kam mir entgegen, um mich abzulösen. Sie sahen mir an, dass etwas nicht stimmte. Vorsichtig bewegte ich mich zu meinem Warteplatz, hoffend, dass das Duo Rubin nicht mit einem Applaus begrüßt würde, weil es mir dann wohl unmöglich wäre, das nicht persönlich zu nehmen. Auch wenn ich ahnte, dass ich hier nicht die ganze Realität erfasste, dass ich stattdessen in einen Atavismus zurückfiel, weil ich heftig an andere Situationen in meinem Leben erinnert wurde...

Es war der Jahrestag des Todes von Professor Ulrich Haarmann, dem Islamwissenschaftler und Mamluken-Spezialisten an der Universität Kiel. Ich wurde von der Sinologie-Professorin gefragt, ob ich zu diesem Anlass etwas auf der Gitarre spielen wollte, und ich spielte die "Aphasic Nights", ein etwa achtminütiges instrumentales Jazzstück, das ich 1994 geschrieben hatte. Die Veranstaltung fand statt im großen Seminarraum des Instituts. Ich unterrichtete damals Arabisch, jedoch führte meine sich aufbauende Kreativität zusammen mit dem Konflikt, den ich mit der deutschen Gesellschaft auszufechten hatte, dazu, dass ich 2001 gehen musste. Gehorchen oder gehen. Ich hatte der Gesellschaft vorgeworfen, dass sie bei Konflikten wegsieht und weghört und dass so Unterdrückung nicht geahndet wird. Dass diese Mentalität obrigkeitsstaatlich und autoritär sei. Ich hatte deutlich formuliert und über Jahre bekräftigt, dass mir dies ein wichtiges Anliegen war und ist. Aber die Gesellschaft hat mir nicht zugehört. Hatte ich ja auch so gesagt. Quod erat demonstrandum. Bei dieser bislang einzigen Aufführung der "Aphasic Nights" saßen hauptsächlich Dozenten der Uni Kiel im Publikum. Ich sagte in der Einleitung, dass es Herrn Haarmanns Bestreben gewesen war, Orient und Okzident zu verbinden, und dass die "Aphasic Nights" aus Stücken bestehen, in denen die Rhythmen und Melodien von Orient und Okzident ebenfalls verbunden werden. Das Stück kam gut an, ich spürte, wie sie es aufnahmen, aber es endete in diesem schweren Schweigen und dieser unerträglichen Stille. Ich nahm an, dass die Leute die Feierlichkeit der Trauerveranstaltung nicht durch einen Applaus profanisieren wollten. Gründe gibt es immer. Es sprach mich aber auch kaum jemand später darauf an und man konnte eigentlich damals schon sehen, dass ich aus diesem Umfeld heraus musste, wenn ich mich weiterentwickeln wollte. Paradox eigentlich, dass man die Universität verlassen muss, um kreativ und offen für Lernprozesse zu bleiben.

Es gab auch noch andere Situationen, an die ich erinnert wurde, frühere, eine Naht riss auf zum alten Schmerz. Für einen Moment. In der Stiftskirche in Vreden. Ich riss mich zusammen. Versuchte, nicht daran zu denken, mit welchem Beifall wir (beziehungsweise das Duo Rubin, denn ich stand nicht mehr auf der Bühne) in die Pause entlassen worden waren. Selbst der DIG-Mann, der vor mir gesprochen hatte, hat Beifall bekommen. Ich saß auf meinem Wartepplatz, so, dass das Publikum in den ersten Reihen mich sehen konnte. Die Stiftskirche ist eine Kreuzkirche, der Innenraum also kreuzförmig angelegt. Nach vorn hin gab es die meisten Bänke. Einige auch in den kurzen Seitenstücken, die uns als Backstagebereich dienten. Sie waren größtenteils nicht vom langen Frontbereich aus einsehbar. Mein Gesichtsausdruck war nicht besonders fröhlich, während das Duo Rubin seine vier Stücke spielte, wie immer ein Genuss, trotz allem. Ich klatschte aber nicht mit, hatte sowieso genug von der ganzen Sache und überlegte sogar, ob ich nicht auf den Song am Schluss, "Wie oft wirst du es noch tun", ganz verzichten sollte. Vorher gab es bereits eine Art Schluss, bei dem das Duo Rubin mehrfach von der Bühne ging und wieder zurückkam zur Verbeugung. Normalerweise gönnte ich ihnen das, aber dieses Mal hatte ich Angst davor. In der Menge einsam zu sein, das gehört zu den schlimmsten Dingen, die ich mir überhaupt vorstellen kann. Ich spielte dann schließlich doch den Song, allerdings hielt ich meinen Blick vom Publikum fern, spielte auch nicht für sie, nur für mich selbst.

Das Erstaunliche war, dass an diesem Abend zehn Loving-Jay-Bücher verkauft wurden. Interessant, wie unterschiedlich man Stimmungen offensichtlich interpretieren kann. Nicht nur das: Der Pfarrer von Vreden, ein großgewachsener bärtiger Mann, fragte mich beim Abschied noch einmal nach dem Gedicht "Arten der Liebe 2" aus Loving Jay: "Herrschen will die menschliche Liebe. Heilen will die göttliche Liebe. Könige sind wir, mit Flügeln aus Staub." Er sagte, er wolle das in seine nächste Sonntagspredigt einbauen. Das hat mich glücklich gemacht.

Nach diesen Ereignissen hinterfragte ich mein Programm. Natürlich, Musik erregte das Publikum physischer als Lyrik, daher war der Applaus nach den musikalischen Beiträgen normaler. Applaus hebt die Spannung auf, die nach der Darbietung eines Stücks in der Luft liegt, er wirkt befreiend auf alle Beteiligten, er löst die Trance auf, beendet die Reise. Ich beschloss, meine Sequenz zu Beginn des zweiten Teils mit dem Königs-Gedicht enden zu lassen. Das war pointiert und genau richtig für den Schluss. Auch Gabriella riet mir dazu. Tatsächlich stellte sich das als erfolgreich heraus.

Ausgangssperre für Gefühle

Nun las ich also doch "Ausgangssperre für Gefühle", das Stück, das ich im Januar geschrieben und im Februar in Ägypten gelesen hatte. Inzwischen hat die Literaturzeitschrift Akhbar al-Adab die arabische Übersetzung

veröffentlicht. Es war gut für das Programm geeignet, weil es eine Art "Loving Jay" in Kurzversion ist. Der Lyrikband "Loving Jay" war deshalb passend für die Tour, weil es darin um grundsätzliche Gefühle und grundsätzliche Fragen der Menschlichkeit geht. Auch um Emanzipation von allem Unterdrückenden, selbst der eigene Liebe, wenn sie jemanden unterdrückt. Das schien mir die richtige Ebene zu sein. Hier ist das Gedicht im Wortlaut:

AUSGANGSSPERRE FÜR GEFÜHLE
bambus # 232 - anis 26.01.04

alarm ist ausgerufen worden - die checkpoints ihres herzens - sind sämtlich geschlossen - an den toren sicherheitsposten - nicht unfreundlich - doch streng - wer keine gültigen papiere hat - kommt hier nicht weiter -- es hatte tage gegeben - da war ich mehrere kilometer tief - in ihrem gebiet - fand dort spuren meines traums - und suchte das ohr - heute seit sonnenaufgang - sind alle wege abgeriegelt - keine eindringlinge können - durch die mauer - worte, gesten prallen ab - an berührung nicht zu denken - ausgangssperre für gefühle - keine infiltration - um der ruhe willen - mehr hat sie nicht verlangt - nur ruhe - aber wolltest du nicht etwas? - fragte ich - und sie sagte - sie habe es doch schon - aber hattest du nicht von einem traum erzählt - ganz zu beginn? - und sie sagte - das könne wohl sein - doch schaue sie nach vorn - ob denn etwas nicht in ordnung sei? - fragte sie und ich antwortete: - nein nein - das ist es nicht - nur diese mauer - sie ist sehr hoch - und die sicherheitsmaßnahmen - vorher war hier eine kleine wiese - nur für uns - da ließ sie mich - einen moment lang allein -- ich fuhr die hügeligen straßen ab - und versuchte an mehreren stellen - einen eingang zu finden - ich wollte mit ihr selbst sprechen - aber es ging nicht mehr - da war kein raum - dieses mal - hätte sie zuhören müssen - und ich hätte ebenfalls zuhören müssen -- die einzig verbleibende möglichkeit - jetzt noch zu ihr zu gelangen - war der affekt - das extrem - die verzweiflungstat - frontal auf den checkpoint zufahren - und beschleunigen - bis es kracht - denn wenn es kracht - muss da etwas wichtiges gewesen sein - etwas - worüber man nachdenkt - etwas - bei dem man sich fragt - warum es geschehen ist - so hatte ich es früher gemacht - bei einigen ihrer schwestern - allein es funktionierte nicht - am ende war da - immer nur ein trümmerfeld - wo vorher die wiese stand - schlechte träume - und kakerlaken - das war alles - von uns blieb jeweils gar nichts mehr -- nun ist die grenze also zu - ich steh hier in der eiseskälte - rauche eine zigarette - verabschiede mich von ihr - und recke meine knochen - drei panzer haben mich unterwegs - versehentlich überrollt - kollateral - das hatte ich in kauf genommen - ich wollte wissen - was dahintersteckt - und nun weiß ich's - es war da - den rest werde ich überleben -- hohe sicherheitsstufe - im kino wenig worte - wir starrten auf die leinwand - und ich verhielt mich unauffällig - fand mich in der ungeliebten rolle - eines under-cover-agenten - wir lächelten - während sie - mit dem ausbau der sperranlage - beschäftigt war - sie war immer wunderschön - ihre augen leuchteten - im abendland - ich konnte nur zusehen - denn ich kam gleich zu beginn - von der verkehrten seite -- nur kurz war ich heute der andere - der fremde - sah mich im spiegel der spiegelfrau - da war er wieder - ich kannte

ihn schon lange - er hatte seinen platz - und schien ein wenig kümmerlich - ich mochte ihn nicht - er redete oft durcheinander - und war maßlos - dabei recht ungeschickt - ich verstand - dass sie ihm nicht zuhören mochte - ich mochte ihm selbst nicht zuhören - so waren wir uns - am ende fast einig - und ich brauchte mich nicht gehen zu lassen - sondern nur sie

In Berlin habe ich es geschrieben, bei Mahmoud in der Wohnung. Es war mein Abschied von Blume, eine traurige Situation. Ich hätte es ganz anders anfangen müssen, wenn überhaupt. Anders als durch dieses Gedicht wäre ich da jedenfalls nicht heil rausgekommen. Genauso wie ich ohne "Loving Jay" nicht aus einer anderen Sache herausgekommen wäre. Ich stellte "Ausgangssperre" online, kurz nach unserer letzten Begegnung in Berlin. Sie hat es bestimmt gelesen. Später erst erkannte ich die Vielschichtigkeit des Textes. Vielleicht erst, als ich bei Dr. Siegfried Steinmann in der Azhar-Universität in Kairo in der Deutsch-Klasse saß, den Text las und er anschließend diskutiert wurde. Wenn das Blume mitgekriegt hätte :-)

Ich habe oft Probleme mit Rollenzuweisungen. Als Künstler, der ich bin, komme ich häufiger in Konflikte etwa mit der Männerrolle, die hier und da erwartet wird. Das hat allerlei Hemmungen aufgebaut. Es ist kein Zufall, dass ich seit 1998, seit Beginn meines neuen Lebens als Künstler, nicht gerade von Frauen umringt bin. Beziehungsweise von Leuten überhaupt. Im Internet vielleicht. Ebenso ist anzunehmen, dass sich dies ändert, sobald ich mehr Geld verdiene. Rollenzuweisungen, sie beschränken die Entfaltung in unzulässiger Weise. Ich habe überhaupt nichts gegen Rollen, sie können im Gegenteil überaus reizvoll sein, aber ich bin gegen stereotype Zuweisungen, bei denen man nicht "Stopp" sagen kann. Es ist schön, dominant zu sein, auch, dominiert zu werden, sich hinzugeben und Hingabe zu erfahren. Wenn es bewusst ist. Aber nicht, wenn sich zum Beispiel die betreffenden Personen im Grunde für ihre Wünsche und Gefühle schämen und sie daher die Dominanz und den Zwang von außen brauchen, um sich ausleben zu können, oder, als Gegenstück, wenn sie rücksichtslos dominieren und strafen müssen. Das führt zu Schuld und Leid, was wiederum die Kreativität blockiert. Für mich ist das Mittelalter. Vielmehr zählt der Mensch, ob Mann oder Frau ist dabei schnurz-egal. Beide sind gleichermaßen verantwortlich und berechtigt. Diese ganzen Dichotomien, Rechts und Links, Mann und Frau, Israeli und Palästinenser, mir geht das voll auf die Nerven.

Bettina Oehmen

(12.05.04) Am nächsten Tag lernte ich Bettina Oehmen kennen, die Frau des Cellisten Christoph, der die Auftritte in Vreden, Wesel und Bocholt organisiert hat und ein Freund vom Duo Rubin ist. Bettina ist eine vielseitige, energetische Frau mit vier Kindern. Sie komponiert, schreibt, zeichnet, stellt Bachblüten-Extrakte her, kocht und ist ständig aktiv. Auf ihrer und Christophs Homepage www.oehmen-art.de kann man sich davon ein Bild machen. Die

Begegnung mit ihr empfand ich als wichtig, denn Bettina war mir in vielem ähnlich, etwa was die spirituelle Mentalität betrifft. Sie drückt sich auch ähnlich wie ich in Wort, Bild und Ton öffentlich aus. Bestimmt gibt es einige Unterschiede zwischen uns, vielleicht auch gravierende, doch brauchte ich nur ihre und Christophs Bibliothek zu betrachten, um mich zu orientieren. Dort fand ich mindestens vier meiner Top-10-Bücher, darunter die Prophezeiungen von Celestine von James Redfield, Zur Quelle der Kraft von Jose und Lena Stevens, Der Traumfänger von Marlo Morgan. Kann sein, dass ich dort auch das Tibetische Buch vom Leben und vom Sterben von Sogyal Rinpoche gesehen habe. Das bedeutete, dass ich hier nicht fremd war.

Ich kam von den Nachbarn, Annette und Willy, herüber, zwei sehr netten Leuten, bei denen ich für die Zeit in dieser Region untergebracht war. Obwohl wir uns nie zuvor gesehen hatten und ich in schlafender Nacht angekommen war, von Christoph ins Gästezimmer in die untere Etage gelotst, kam ich morgens zum Frühstück, als hätte ich das schon zehn Mal getan. Es fiel uns nicht schwer, Gesprächsthemen zu finden. Gegen Mittag ging ich dann zu den anderen rüber. Christoph war beim Unterricht, das Duo Rubin noch in ihrem Zimmer, und ich unterhielt mich in der Küche mit Bettina, während sie Stücke von Lammfleisch briet und einige ihrer Kinder hin und her durch die Räume sausten. Kitchen talk. Sie spielte mir etwas aus ihrer neuen CD vor, darunter einen Bossa Nova. Über "die Sache" sprachen wir nicht. Es hätte uns vielleicht daran gehindert, einander aus dem Leben heraus kennen zu lernen. Ich konnte mir schon ungefähr vorstellen, wie sie dachte. Es war wichtiger, ihren Humanismus zu betrachten und sich von abstrakten Dingen und Klischees fernzuhalten.

Auf dem Wohnzimmertisch hinter der Durchreiche lag ihr neues Buch, "Variationen über die Liebe (oder was wir daraus machen)", ein literarisches Werk. Bald schon hatte ich fünfzig Seiten gelesen und gemerkt, dass sich Bettina ebenfalls mit den Themen Liebe und Gewalt auseinandersetzte, mit der Frage von Energien und dem Bilden von Identitäten. Sie ist Erzählerin, sie erzählt von Beziehungen, ohne vor jedem Tabu unkritisch wegzulaufen. Sie sucht. Ihre Lyrik hingegen ist anarchischer, rebellischer in der Form. Das Gedicht "Schule" ist da zwar nicht ganz repräsentativ, aber es hat mich an etwas erinnert. Es lautet: "Ich gehe heute wieder / in die Denkfabrik. / Der Lehrer hat gesagt, / ich bekomme eine eins, / wenn ich mich nicht bewege, / nur denke, wenn er es will, / nur den Mund aufmache, / wenn er es sagt / und ihn schließe, / wenn er gesagt hat, / was ich sagen soll. // Ich mache das auch alles, / denn ich will doch nicht / als Roboter enden." Als ich es sah - Bettina und ich hatten unsere Produkte ausgetauscht - dachte ich an "Vom Machen und Tun" aus Loving Jay, das ich allerdings nicht auf der Bühne las: "Als man mich zur Bank führte, / um mir das Herz / zu entnehmen, / da fragte man mich / nach meinem letzten Wunsch. / Ich dachte nach. Sie fragten: / Willst du vielleicht / noch etwas machen / oder tun? / Aber ich wollte nicht. / Ich dachte nach / und stellte einige Fragen. / Man beantwortete sie mir. / Dann machte

ich Beschuldigungen. / Man verzieh sie mir. / Dann hatte ich alles gesagt / und getan, / und man entnahm mir / das Herz."

Wesel

"Die Sache" war allgegenwärtig, wenn auch leise. Nach Vreden ging es nach Wesel, wo wir in der Musikschule auftraten. Wieder ein schönes Gebäude, von 1809, eine umgebaute Kaserne, langgezogener Backsteinbau mit einer Wiese davor. Zuerst aber fuhren wir ins Rathaus zu einem Empfang. Ich hatte gehört, dass man sich in Wesel bei den Vredenern informiert hatte wegen des Status' der offiziellen Begrüßung. Irgendwie süß. Man war im Besonderen davon angetan (vor allem in Vreden), dass man in einer Reihe mit dem Gewandhaus Leipzig stand. Plus natürlich Shalom-Salam. Da war schon ein ehrliches Interesse, kam jedenfalls so bei mir an. Es begrüßte uns nicht der sprichwörtliche Bürgermeister von Wesel, denn der war zur Kur, sondern sein Stellvertreter, ebenso wie einige weitere Vertreter der Stadt in offizieller Kleidung.

Die Atmosphäre war nett, interessiert, spannend. Im Verlauf des Gesprächs dann sagte jemand von der Deutsch-Israelischen Gesellschaft, dem gleichzeitig unsere Veranstaltung sehr sympathisch war, etwas über Antisemitismus und darüber, dass er angesichts des steigenden Antisemitismus' irgendwelche Bemühungen angestellt habe. Ich konnte mich dabei beobachten, wie mein Blut in Wallung geriet, in einer eskalierenden Phase von etwa zehn Sekunden, innerhalb derer ich mehrfach tief Luft holte und mich an meine autogenen Fähigkeiten erinnerte. Ein geflüstertes, gepresstes "Fürchterlich" konnte ich mir dennoch nicht verkneifen. Daran muss ich noch arbeiten, es war unpräzise. Der stellvertretende Bürgermeister zeigte in dieser Situation Größe, weil er nicht darüber hinwegging - was auf Grund meiner mangelnden Präzision möglich gewesen wäre -, sondern mich ruhig fragte, was ich zu sagen hätte.

Ich sagte es. Dass Islamophobie genau so schlimm sei wie Antisemitismus. Dass ich die Presse über die kürzliche OSZE-Konferenz zu dem Thema wohl gelesen und mir meine Gedanken dazu gemacht hatte. Es blieb im Rahmen, schon weil ich mich hier respektiert fühlte. Zwei Leute von der DIG äußerten daraufhin ihrerseits in gewählten Worten ihre Meinung. Das war akzeptabel. Ich wusste sowieso, dass wir politische Differenzen hatten, also lieber offen.

Wir kamen um siebzehn Uhr in der Musikschule an und trafen auf den Tross. Es waren Herr Merschhemke von der DIG darunter, die Schulleiterin, Christoph natürlich, der die ganze Sache organisiert hatte und der selbst Cello dort unterrichtet, sowie zwei Herren von der Polizei. Man hatte darauf bestanden, von Seiten der Polizei, nicht von Seiten der Veranstalter oder der Künstler.

Ich hatte mir bislang über Sicherheitsfragen keine Gedanken gemacht, denn ich fühlte mich sicher. Ich wüsste nicht, vor wem ich Angst haben müsste. Selbst meine politischen Gegner nahm ich ernst, und ich lebte Gewaltlosigkeit. Dadurch fühlte ich mich ziemlich sicher. Auch wegen des Duo Rubin machte ich mir keine Sorgen. Ich halte nicht viel von der These, dass Juden prinzipiell besonders geschützt werden müssen. Alle Menschen brauchen Sicherheit. Ein Problem ist, dass das offizielle Israel im Namen "der Juden" spricht, wodurch die offizielle israelische Politik, die bekanntermaßen vorherrschend mit repressiven Mitteln arbeitet, mit dem Judentum in Verbindung gebracht wird. Das halte ich für reichlich verantwortungslos vom Staat Israel. Rassismus gegen Juden ist schlimm, genauso wie jeder andere Rassismus.

Ithay und Gabriella jedenfalls fanden die Polizeipräsenz in diesem Falle auch überflüssig. Während sie aus ihrer Umgebung öfter die Frage hörten, ob diese Tournee nicht auch gefährlich sei, fühlten sie sich sicher, wie sie sagten. Natürlich, es gab immer Spinner oder Leute, die die Sache falsch verstanden. Ich bin auch nicht prinzipiell gegen Personenschutz. Er hat seinen Sinn, wo er seinen Sinn hat. Ich glaube nicht, dass er in Wesel einen Sinn hatte, aber was solls. Es war eine Erfahrung. Die Herren waren in Zivil, und der Wortführer machte einen seriösen, offiziellen Bodyguard-Eindruck. Mit seiner Ausstrahlung und Telegenität, so dachte ich zwischendurch, könnte er auch für den BK Personenschutz machen. Er blieb zurückhaltend, soll sogar, wie ich nach dem Konzert hörte, von der Vorstellung emotional berührt gewesen sein. Als ich mich kurz vor dem Auftritt auf die Wiese vor dem Gebäude zurückzog, um ein paar Worte ins Tagebuch zu schreiben, sah ich wieder spielende Kinder auf dem Hof, wie in Vreden. Dieses Mal fragte ich mich, ob es sich nicht vielleicht um gut getarnte Terroristen handelte, die unser Friedensteil sabotieren wollten...

Kapitel 3: Bücher und Pressegespräche

Bücher

Diese Reise war nicht nur eine von Konzertlesung zu Konzertlesung, mit eingearbeiteten Betrachtungen und Dokumenten. Da waren auch einige Bücher, die zum Thema gehörten und die in meinem Koffer lagen. Zum Beispiel Georg Meggle (Hg) (2003): "Terror und der Krieg gegen ihn. Öffentliche Reflexionen" (Mentis-Verlag), Sophia Deeg (2004): "Ich bin als Mensch gekommen. Internationale Aktivisten für einen Frieden von unten" (Aufbau-Verlag), Paul Spiegel (2001): "Wieder zu Hause? Erinnerungen" (Ullstein-Verlag), Rifa'i, Ainbinder, Tempel (2003): "Wir wollen beide hier leben. Eine schwierige Freundschaft in Jerusalem" (Rowohlt-Berlin-Verlag).

Aus dem letztgenannten Buch las ich auf der Bühne. Was die Autobiografie von Paul Spiegel betrifft, dem Vorsitzenden des Zentralrats der Juden in Deutschland, so sah ich sie zuerst beim Pressegespräch in Halle. Da Herr Spiegel eine ganz andere politische Meinung vertritt als ich, war die Lektüre seiner Erinnerungen interessant. Von der Neuerscheinung der Journalistin Sophia Deeg hatte ich über Rundmails erfahren. Sie hatte im Oktober am Attac-Ratschlag in Aachen teilgenommen und ich wusste, dass sie an etwas schrieb. Ostern 2002 reisten sie und ihre Tochter Julia nach Palästina und Israel. Dort führten sie viele Gespräche, von denen in dem Buch erzählt wird. Der Aufbau-Verlag war so freundlich, mir kurzfristig ein Rezensionsexemplar zur Verfügung zu stellen, das ich parallel zur Reise lesen konnte.

Der Titel des Buches ist aus einem Zitat von Daniel Barenboim, dem bekannten Pianisten und Dirigenten eines israelisch-palästinensischen Orchesters, anlässlich eines Konzerts in Ramallah. Das ganze Zitat lautet: "Ich bin als Mensch gekommen, der sich der Lehren des zwanzigsten Jahrhunderts bewusst ist - dass nämlich jeder von uns über seine Verantwortung nachdenken muss und dass die Menschen als Individuen handeln und nicht auf die Politiker warten sollten." Diese Aussage, so der Klappentext zu Sophia Deegs Report, bringt die Haltung vieler internationaler Aktivisten auf den Punkt.

Dann die Aufsatzsammlung "Terror und der Krieg gegen ihn", die von Professor Georg Meggle herausgegeben wurde. Vom Sommersemester 2002 bis zum Wintersemester 2002/2003 wurde an der Uni Leipzig eine Ringvorlesung zu diesem Thema veranstaltet, in der Theoretiker und Praktiker aus der ganzen Welt Position bezogen. In dem Sammelband werden diese - etwa zwei Dutzend - Beiträge zusammengestellt und durch künstlerische Arbeiten ergänzt, die im Anhang abgebildet sind. Unter den Autoren ist Johan Galtung, ein Pionier der Soziologie, der die Begriffe "strukturelle Gewalt" und "kulturelle Gewalt" entwickelt hat, die heute weltweit Standard sind - in den Universitäten, nicht allerdings in der Rechtsprechung.

Als Feedback auf mein "Philo Forum" im Internet, wo es um den Gewaltbegriff geht, bekam ich eine Lesermail mit dem Hinweis auf Meggles Arbeit. So stieß ich auf den Artikel "Terror und Gegenterror", der auch in diesem Sammelband vorliegt, und schrieb auch eine Rezension dazu im Netz. Georg Meggle befasst sich systematisch mit dem Terror-Begriff. Seine Arbeit fällt auf, weil man seit dem Elften September allorts von Terror und Terrorbekämpfung hört, man sogar durch Kriege geht wegen dieses Terrors, und wir uns doch kaum Gedanken darüber machen, was "Terror" eigentlich genau bedeutet. In den Zeitungen steht darüber höchst selten etwas und auch die Politiker sind bei diesem Thema wenig innovativ. Das Gescheiteste habe ich von Bundespräsident Johannes Rau gehört, kurz nach dem Elften September. Dem Terror den Boden entziehen - das war sein Credo. Nur durch Gerechtigkeit und damit Zufriedenheit der Akteure sei dies möglich. Diese Richtung wurde aber nicht konsequent verfolgt, stattdessen wird viel Geld in Rüstung, Kontrolle und Abschreckung investiert. Das ist das Gegenteil von dem, was wir eigentlich wollen.

Der Grund dafür liegt wohl in der Tatsache, dass diese Politik der Abschreckung durch Gewalt und Gewaltandrohung - ob richtig oder falsch - unsere Tradition ist. Das meint jedenfalls Professor Glenn D. Paige von www.globalnonviolence.org in Hawaii und nennt es eine "letale philosophische Tradition", in seinem (als online-PDF erhältlichen) Buch "Nonkilling Global Political Science" (X-Libris 2002), das derzeit in sechzehn Sprachen übersetzt wird. Paige ist Praktiker, so wie Meggle. Der eine ist Politologe, der andere Philosoph. Beide sehen in ihrer Profession die Verantwortung, in die Gesellschaft zu wirken. Bei Glenn Paige waren es die Erfahrungen des Korea-Krieges, die ihn zu der Erkenntnis brachten, dass Gewalt, und vor allem Tötungsgewalt, konsequent abzulehnen sei. Er stellte vielen seiner Kollegen in aller Welt die Frage, ob sie sich eine nichttötende Gesellschaft vorstellen können. Die meisten der Befragten gaben zu, sich mit dieser Frage nie wirklich beschäftigt zu haben. Also entwickelte Glenn Paige die Nonkilling-Thesen, in der Absicht, Politikern wie Politologen Möglichkeiten, Argumente und Anregungen zu bieten. Glenn Paiges Buch habe ich bereits vor einiger Zeit gelesen und besprochen. Ich halte es für wichtig, die Nonkilling-Idee in Deutschland und anderswo bekannter zu machen.

Meggle, Terror, Wittgenstein

(04.05.04, *Flashback*) Am Mittwoch vor der Premiere hatten das Duo Rubin und ich Pressegespräche in Leipzig und Halle. Dies war eine Gelegenheit, Georg Meggle endlich persönlich kennen zu lernen. Ich kam am Dienstag um 20 Uhr mit großem Koffer und Gitarre in Leipzig an. Georg Meggle wohnt nur ein paar Busstationen vom Bahnhof entfernt in einer gemütlichen Altbauwohnung. Gesprächsstoff hatten wir genug. Seit unserem ersten Kontakt hatten wir uns hin und wieder gemailt, entweder hatte ich einen neuen Artikel geschrieben oder er hatte von Veranstaltungen zu berichten. Meggle

geht gesellschaftlichen Kontroversen nach. Wo denn sonst, wenn nicht in der Universität, soll darüber diskutiert werden? Für ihn ist die Sache klar: "Das Thema TERROR & DER KRIEG GEGEN IHN schreit nicht erst seit dem 11. September 2001, aber seitdem auch im Westen lauter als bisher nach mehr Rationalität. Je mehr also die sonstigen öffentlichen Meinungsbildungsinstitutionen (...) versagen, desto stärker ist die Institution Universität in der Pflicht. Einer ratlosen, desinformierten und durch Terror & Gegen-Terror zunehmend angstblockierten Öffentlichkeit Orientierungshilfen anzubieten gehört zu ihren wichtigsten Aufgaben. Dies ist ein Payoff, den eine Demokratie von ihren Universitäten zu Recht einfordert. Wozu sind Universitäten überhaupt da?" (Seite 12 seines Buches).

Bevor wir im Bistro gegenüber seiner Wohnung Spargel aßen, zeigte er mir sein Büro im Neubau der Uni. Die Innenarchitektur des Gebäudes erinnerte mich entfernt an die neue Bibliothek in Alexandria, in der ich im Februar aus meinem entstehenden Roman "Omega 5" gelesen hatte. Metall und Glas, hohe Räume. Allerdings ist die Bibliothek in Alex schöner, weil geräumiger und weniger eckig. Auch wurde dort viel mit Holz gearbeitet, der Innenarchitekt stammte aus Nordeuropa. Durch die Gitter an den Seiten der Treppen wirkte der Neubau der Uni Leipzig hingegen ein wenig wie eine Verwahranstalt. Georg Meggle holte einige Kopien aus seinem Büro, darunter seine Antrittsvorlesung zum Thema "Sinn des Lebens". Auch das Exposé zu einer geplanten Ringvorlesung über Palästina-Israel. Meggle stammt aus Süddeutschland und hat bereits in Saarbrücken und in Münster gelehrt. Er ist analytischer Philosoph, der sich mit praktischer Ethik beschäftigt. Seine Magisterarbeit schrieb er über das Spätwerk von Ludwig Wittgenstein, der auch für mich wichtig war. Ich empfand Wittgenstein eher als einen Künstler und habe mich formal von ihm anregen lassen, von der Art, wie er dachte, seiner Systematik und seinem Stil. Inhaltlich komme ich eher von einer hermeneutischen und kognitiven Philosophie. Wo Wittgenstein sagt: "Die Welt ist alles, was der Fall ist", halte ich dagegen: "Die Welt ist alles, was bewusst oder nicht bewusst ist." Georg Meggle ist ein Freund von Wittgensteins Schüler und Nachfolger auf dessen Cambridge-Lehrstuhl, Georg Henrik von Wright gewesen, der lange Jahre Präsident der Akademie der Wissenschaften in Helsinki war und im März 03 verstarb. Er war einige Male auf der Insel seiner Familie, auf Valö, bei Ingöo, eine Stunde von Helsinki gen Westen. Für Georg Meggle der schönste Platz der Erde, wie er sagt.

Pressegespräche in Berlin, Leipzig und Halle

(05.05.04) Weiter ging es am nächsten Morgen in die Stadtbibliothek in Leipzig, wo wir uns wegen des Pressetermins treffen wollten. Das Duo Rubin war schon da, als ich kam. Ich hörte das Klavier aus der Entfernung. Auch Michael Krebs aus Köln war bereits eingetroffen. Mit ihm würde ich die nächsten zwei Tage verbringen. Zu den Pressegesprächen allgemein kann man sagen, dass sich einige Leute wirklich Mühe bei den Vorbereitungen

gemacht haben, wie der Journalist Martin Forberg und auch Michael Krebs. Ich bin vollständig ohne Erwartungen hingegangen. Das hatte ich mir von Anfang an vorgenommen: keine Erwartungen außer guten Konzerten, guter Friedensarbeit und Unterstützung von Givat Haviva. Ich hatte nicht vor, irgendjemanden von irgendetwas zu überzeugen, außer vielleicht von der Machbarkeit einer friedlichen Zukunft und der Tatsache, dass Palästinenser Menschen sind wie alle Menschen.

In Berlin hatten wir vor ein paar Tagen schon ein Pressegespräch, bei dem ich Frau Schmidt kennen lernte. Dagmar Schmidt ist Bundestagsabgeordnete der SPD, Vorsitzende von Givat Haviva Deutschland und in einigen Ausschüssen aktiv, die mit dem Nahen und Mittleren Osten zu tun haben. Sie zeigte mir ein Gedicht von Nazim Hikmet, das sie im Portemonnaie trägt. Sie redete gut und meinte auch, dass sie diese Arbeit nicht als einen Tropfen auf den heißen Stein sehe, der verpuffe, sondern als Teil einer Methode, um zur Schlichtung beizutragen. Sie hat es nicht wörtlich so gesagt, aber ich hatte den Eindruck, dass wir uns in dieser Frage durchaus ähnlich waren. So wie jetzt kann es politisch einfach nicht weitergehen. Das Treffen fand statt in der NRW-Landesvertretung in Berlin, unmittelbar neben der neuen Botschaft der Vereinigten Arabischen Emirate, die soeben aufwändig fertiggestellt worden war. Ich hatte am Vortag ein Interview mit dem Botschafter in einer Berliner Zeitung gelesen. Viele kamen aber nicht zu dem Pressetermin, vor allem weil die OSZE-Konferenz zu Antisemitismus parallel stattfand, zu der ich einen kritischen Artikel geschrieben hatte. Die Pressemappen waren jedenfalls verschickt worden, insofern hat es sich auf jeden Fall gelohnt. Gesine Strempel war da, mit der wir später ein langes Radiointerview beim RBB machten, und einige andere Journalisten.

Zurück nach Leipzig: Als ich mich an den Tisch in der Bibliothek setzte und den Flyer der Tour betrachtete, Kaffee eingoss und der Dinge entgegensah, die da kommen mochten, bauten vorne beim Klavier ein paar Leute Scheinwerfer auf. Das MDR-Fernsehen war gekommen, um ein Feature zu machen. Gabriella, Ithay, Michael, die Bibliothekarin und ich unterhielten uns. Eine gute Basis beim Duo Rubin und mir war, dass wir uns in den wesentlichen Dingen aufeinander verlassen konnten. Vor der Generalprobe in Berlin hatten wir die potenziellen Konflikte bemerkt, einige auch ausgetragen, und danach klappte es sehr gut, weil wir alle uns auf das Fundamentale besonnen haben. Es ging um die Kinder und die Zukunft einer krisengeschüttelten Region.

Die Journalistin vom MDR gesellte sich zu uns, als das Duo Rubin und ich zusammen dastanden und es langsam losgehen sollte. Sie begann zu reden und sah dabei nur Gabriella und Ithay an. "Erst möchte ich, dass Sie ein Stück spielen, danach mache ich ein Interview mit Ihnen beiden." Ich dachte, ich höre nicht richtig. Aber es war so. Sie behandelte mich wie Luft. Plötzlich wurde ich hellwach. Was tun? Sollte ich hier eine Szene machen? Nein. Schreib es später auf, dachte ich bei mir, das ist besser. Ich zog mich also

zurück, während die drei auf die Bühne zugingen. Das Interview im Anschluss an die Musik führten sie auch dort, und es war laut genug, dass ich Ithays Antworten hören konnte. Er hat betont über mich gesprochen. Ich merkte von vornherein, dass auch das Duo Rubin von diesem Verhalten beleidigt war. Ein zweites Mal würde so etwas wahrscheinlich gar nicht erst passieren, denn wir würden solche Splittings ganz ablehnen. Wir waren dieses Mal davon überrascht worden. Wer rechnet denn mit so etwas? Die Journalistin vom Mitteldeutschen Rundfunk hatte dann noch den Nerv, nach der ganzen Sache zu mir zu kommen und zu sagen: "Über Sie sage ich natürlich auch etwas." Ich schätze, sie wollte mich provozieren. Hat aber nicht funktioniert. "Machen Sie mal, was Sie wollen", sagte ich, ohne sie dabei anzusehen. Ich wollte, dass sie ging.

Kurz nachdem die Fernsehritzen weg waren, bemerkte Michael so ein seltsames Lederetui, schwer wie Blei. Wir fragten die freundliche Bibliothekarin, aber sie hatte das Ding noch nie gesehen. Vielleicht eine Bombe, meinte jemand. Die Bibliothekarin wurde blass. Plötzlich sagte keiner mehr was. Ich zog mich vorsichtig ins Erdgeschoss zurück. Das Teil sah schon ziemlich verdächtig aus. Wir standen kurz davor, die Polizei zu rufen, als jemand vorher noch die Fernsehleute anrief. Alles klar, sie hatten das Ding vergessen. Da kann man mal sehen, wie vergesslich die deutschen Medien sind.

Man konnte im Presse-Echo der Tournee - insgesamt etwa 20 Artikel und Features - zwei Gruppen unterscheiden: Da waren die, die verstanden hatten, dass das Duo Rubin und ich etwas ZUSAMMEN machten, um den Lagern von Israelis und Palästinensern positive Impulse zu geben. Und da waren die, die Shalom-Salam unter der Rubrik Israel verbuchten und also keine Palästinenser benötigten. Ziemlich krass war das in der Jüdischen Allgemeinen zu beobachten, die den längsten Artikel zu Shalom-Salam gebracht hat, auf der Seite drei. Das war am 06.05.04. Titel: "Schalom, Salam. Das israelisch-ungarische Duo Rubin geht für den Frieden in Nahost auf Deutschlandtournee." Nix Palästinenser. Die Jüdische Allgemeine war wohl der Ansicht, sie könne den Frieden alleine machen :-). Wobei das nicht an Ayala Goldmann lag, der Journalistin, die ein zweistündiges Telefoninterview mit mir geführt hatte. Die war fair genug. Zwar kam ich erst in der Mitte des Artikels überhaupt vor, dann aber charakterisierte sie meine Haltung angemessen und brachte zudem das ganze Gedicht "Amphibien" aus der Lesung. Die beiden Farbfotos, mit denen der Artikel abgerundet wurde, zeigen Ithay und Gabriella. Nix Palästinenser. Wiederum die Redaktion, nicht Ayala. Gesehen habe ich die Journalistin bei der Pressekonferenz zur Preisverleihung an Herrn Barenboim im Sorat-Hotel sechs Wochen später. Sie ist halb-israelisch und halb-deutsch, wie sie mir sagte, wir hatten dadurch etwas Gemeinsames. Im Hotel wechselten wir ein paar Worte, aber es war viel Hektik im Saal. Auch wollte ich mich ihr gegenüber noch nicht zu dem Artikel äußern.

Die Presse

Michael Krebs hat nach der Tour eine Mappe für uns gemacht, mit allen Zeitungsartikeln, vielen Fotos von den Auftritten und den Rednern, dem Grußwort von Bundespräsident Rau, den Terminen, Infos zum Programm etc. Er war die ganze Zeit Feuer und Flamme für das Projekt, hat Tausende von Kilometern abgerissen, Sponsoren aufgetrieben, Briefe geschrieben, Einladungen verschickt, Pressekontakte gemacht. Die meisten Sachen, die ich in der Presse gelesen habe, waren okay. Am Schönsten fand ich den Artikel "Plädoyer der Völkerverständigung. Duo Rubin und Anis Hamadeh bieten Musik und Lyrik in einem Konzert" von Vera Timotijevic in der Bocholter Zeitung vom 17.05.04. Auf dem Foto stehen wir gemeinsam auf der Bühne nach dem Konzert. Auch der Mini-Artikel "Drei Künstler für den Frieden" in der B.Z. (am 26.05., mit kleinem Farbfoto von uns dreien) war nett, weil auf derselben Seite ein Interview mit Yoko Ono war und ein riesiges Bild mit John beim Amsterdamer Bed Peace.

Anderes fanden ich und auch das Duo Rubin zweifelhaft. Die beiden verstanden, was mich genervt hat und warum. Es hat sie selbst genervt, dass die meisten Zeitungen nur sie auf dem Foto hatten, weil es sich eben um ein Gemeinschaftsprojekt handelte. Ich hatte ja nichts dagegen, wenn sie mit dem Foto in der Zeitung waren, ganz im Gegenteil, mögen sie oft erscheinen, aber diese Nummer sollte das Gemeinsame darstellen. In diesem Punkt waren wir uns einig. Auch wenn das Duo Rubin die Sache initiiert und viele Vorbereitungen getroffen hat, schon bevor sie mich gefunden hatten. Eine Ungenauigkeit, die wir selbst begangen hatten, lag sicher darin, dass wir kein gemeinsames Pressefoto hatten. Ich hätte früher daran gedacht, mir war aber lange nicht klar, dass es überhaupt organisierte Pressegespräche geben würde.

Ansonsten habe ich die Pressearbeit einfach als Teil der Aufgabe betrachtet und hingenommen. Ich gehe normalerweise ohne Vorurteile in ein Gespräch, erst mal kucken, weiß aber natürlich von der Gefahr, die von der deutschen Presse und der Presse allgemein ausgehen kann. Wenn die einen nicht mögen, können sie einem ganz schön schaden. Ich habe lange mit Jamal Karsli gesprochen, nachdem ich seine Geschichte mitverfolgt hatte. Er hat nichts mit dem Monsterbild gemein, das eine Zeit lang von ihm gemalt wurde. Er zeigte mir ein Foto, wo er mit den israelischen Intellektuellen Uri Davis und Ilan Pappe abgebildet ist. Außerdem studiere ich die Presse seit Jahren. Aus der Analyse von etwa 400 Zeitungsartikeln hauptsächlich aus dem Jahr 2003 entstand vor einem halben Jahr die 108-seitige Studie "Der Antisemitismusvorwurf in kritischer Betrachtung". Meine Kritik an der Presse als Trägerin öffentlichen Handelns ist vielschichtig und andernorts im Detail beschrieben, etwa in den Online-Essays und dem Online-Buch "Rock'n'Roll. Nachricht von Ozzy Balou".

Unterwegs mit Michael Krebs

Wir fuhren weiter nach Halle, dort war ein zweites Pressegespräch in der Ulrichkirche, wo wir eine Woche später auftreten würden. Es kamen ein paar Journalisten, ich erinnere mich, auch in einen Kassettenrekorder gesprochen zu haben. Als wir in den Raum kamen, lag ein großer Stapel mit eingepackten Büchern auf dem Tisch. Ich ging hin und sah, dass es sich um Paul Spiegels Memoiren handelte. Der Mann sollte uns im Laufe der Tour noch mehrfach über den Weg laufen, wenn auch nicht persönlich. Wie es sich nämlich ergab, kannte Michael Krebs Herrn Spiegel über den Düsseldorfer Heinrich-Heine-Freundeskreis, der auch unser Projekt unterstützte.

Mit Michael Krebs aus Köln bin ich von Anfang an gut zurecht kommen, so wie mit den meisten Leuten, die ich auf der Tour traf. Es waren überwiegend herzliche, bis zu einem weiten Grad tolerante Menschen. Das hatte mit dem Zauber von Ithay und Gabi zu tun, das war klar. Nachdem Michael und ich an einem chinesischen Imbiss auf der Fußgängerzone in Halle gegessen hatten, fuhren wir noch bei der Zeitung vorbei, die nicht am Gespräch teilgenommen hatte, und gaben eine Pressemappe ab. In solchen Sachen ist Michael ziemlich gut. Er hat eine offene, fröhliche, energische Art, die ihn schnell zum Ziel führt. Er ist ein Original. Wir haben einige Male zusammen gelacht.

Wir fuhren in seinem Rover nach Düsseldorf. Seine Hauptbeschäftigung ist Hyperthermie-Forschung, bzw. PR dafür zu machen. Hyperthermie bedeutet Überhitzung des Körpers für etwa eine Stunde, als Krebstherapie. Später im Stefans, in Berlin, zeigte er mir einen Doku-Film auf seinem Laptop. (Das war ein fast künstlerischer Kontrast, solch ein Thema in einem feinen Café.) Wie es aussieht, handelt es sich um eine alternative Therapie, die von Seiten der Schulmedizin langsam auf größere Akzeptanz stößt. Es sei keine Wundertherapie, meinte Michael auf der Autobahn, aber manchmal heile es und oft lindere es den Schmerz oder verzögere die Krankheit. Er verbindet diese Arbeit unter dem Namen MedizinMalereiMusik mit künstlerischen Veranstaltungen. So bringt er Leute zusammen wie den Maler Bernd Schwarzer, den wir später noch sahen, das Duo Rubin und den Dirigenten Julius Ruedell vom Ensemble Ars Millennium. In diesen Tagen erzählte Michael ganz begeistert vom Grönemeyer-Institut, das er offenbar sehr schätzte. Herbert? fragte ich. Nein, sein Bruder. Der Medizin-Professor. Ah so.

Auf so einer langen Autofahrt kann man schon etwas übereinander erfahren. Michael ist nicht wirklich ein politischer Mensch, es zieht ihn zur Kunst. Er sagt das auch so und es ist bei ihm kein Mangel, da er in meiner Einschätzung gesellschaftlich etwas Gutes tut, und das ist politisch genug. Uns war beiden klar, dass wir unterschiedliche Ansichten haben mochten über Israel und so. Jedoch war da von Anfang an Respekt und Neugier zwischen uns, und wir lebten beide nach spirituellen Maßgaben. Später erfuhr ich, dass er bereits einige Sterbende gesehen hat. Er hat eine ganz eindeutig lebensbejahende Mentalität daraus entwickelt.

Wir sprachen über Vertreibungen und Michael meinte, dass so etwas schlimm sei, aber dass die deutschen Vertriebenen auch damit leben müssten. Ich antwortete, dass die Palästinenser weder die Schoah angerichtet noch Polen angegriffen haben. Michael meinte, haarscharf dasselbe habe ihm ein anderer Palästinenser zu diesem Thema auch schon gesagt. Er lachte lange. Ich meinte, natürlich hat er dasselbe gesagt. Was sollte er denn sonst dazu sagen?

Paul Spiegel

Viele sehen in Paul Spiegel eher einen Aufklärer und jemanden, an dessen Schicksal man die deutsche Geschichte erkennen kann. Jemanden, der emanzipiert über das Unrecht der Nazizeit spricht und für die Toleranz eintritt, die es damals in Deutschland nicht gegeben hat, was zu schrecklichen Konsequenzen geführt hat. Andere bemerken, dass Paul Spiegel regelmäßig repressive und gewalttätige Konfliktlösungen befürwortet, wenn es um Juden oder Israel geht, sei es gegen "die Antisemiten", "die Terroristen" oder die Irakis. Auch im aktuellen inneren Konflikt zwischen dem Zentralrat und den liberalen Juden hat er weitgehend repressiv reagiert. Er hat mich schon öfters mit seinen Äußerungen erschreckt. In einer Rede, die er zum 60. Jahrestag des Aufstandes im Warschauer Getto in Berlin hielt und die die Tageszeitung die Welt in gekürzter Fassung am 30.04.03 gedruckt hat, spricht Paul Spiegel von einer Neuinterpretation der Zehn Gebote und einem "göttlichen Auftrag" der Juden, die Würde des Menschen auch in dunkelsten Zeiten zu bewahren und sich zu wehren, "notfalls selbst mit Waffengewalt". Schon der Titel: "Wer sich den Tod erkämpft" hat martialischen Charakter. Hier ein Zitat daraus:

"(...) Der junge israelische Pionier, der mit braun gebrannter muskulöser und stolzgeschwellter Brust sein Land bestellt und dieses mit der Waffe verteidigt - das war ja einst das Ideal, das der Zionismus schuf, um eine Gegenwelt aufzubauen zu der des bleichen Gettojuden, der sich über die heiligen Schriften beugt und jeden Schicksalsschlag geduldig hinnimmt. (...) Im Getto-Aufstand wird ein altes, uraltes jüdisches Motiv sichtbar. Um in religiösen Begriffen zu sprechen: In dem versinkenden Chaos des Judengettos von Warschau wird der Auftrag vom Berg Sinai auf moderne Weise wieder sichtbar: Wir Juden sind es, die das Wort Gottes und die Würde des Menschen auch in dunkelsten Zeiten bewahren müssen. Die Widerstandskämpfer von Warschau haben bewusst oder unbewusst Gottes moralisches Gebot vom Berg Sinai auf ihre Weise neu interpretiert und in eine neue Form gegossen, die für die nichtjüdische Umwelt, in der wir seither leben, wohl die einzig verständliche Antwort auf ein uraltes Problem ist: Indem wir uns mit aller Kraft wehren, notfalls selbst mit Waffengewalt, halten wir an unserem göttlichen Auftrag, an unserer Bestimmung fest."

Was hat es mit dem "göttlichen Auftrag" und der Waffengewalt auf sich? Ich hatte zunächst nicht die Absicht, mich damit noch einmal näher zu beschäftigen, aber ich kam wohl im Rahmen dieser Tournee nicht darum herum, wurde damit konfrontiert. So fragte ich Michael, ob er mir nicht ein Exemplar dieses Buches von Paul Spiegel organisieren könne, damit ich mir ein Bild darüber machen konnte, was er da schreibt. So geschah es auch.

Ich kam erst nach der Tournee dazu, das Buch zu lesen. Es war interessant für mich, weil Spiegels Heimatstadt Warendorf nicht weit von Neubeckum liegt, wo ich aufgewachsen bin und wo die Autos ein WAF für Warendorf auf dem Nummernschild haben. (Um einiges näher allerdings liegt Beckum, die Stadt, aus der Uri Avnery kommt.) Paul Spiegel, "Wieder zu Hause? Erinnerungen" (Ullstein 2003) ist zum ersten Mal 2001 erschienen. Das Taschenbuch hat knapp 300 Seiten und einige Fotos. Während das Schicksal dieses Mannes hier auf eine Weise nachgezeichnet wird, die als historisches Zeugnis von Belang ist, kann man auch einigen Irritationen nachspüren, die von Spiegel ausgehen.

So erscheint es zwar plausibel und richtig, wenn sich Paul Spiegel auf Grund der Judenverfolgung in der Nazidiktatur mit jüdischer Identität beschäftigt und das Judentum in Deutschland fördert. Zweifelhaft dabei ist nur, dass diese von ihm gefundene Identität, von der er in seiner Autobiografie schreibt, hauptsächlich aus Klischees und Verallgemeinerungen besteht wie: "Die Juden wollen angenommen werden." (S. 170) oder: "Wir Juden sind keine aufdringlichen Gäste oder gar Schnorrer." (S. 276) oder: "Wir Juden haben trotz Antisemitismus Vertrauen zu Deutschland und seinen Menschen." (S. 248) oder: "Was nur ließ, was lässt uns Juden unbeirrt um Deutschland werben? Was lieben wir an diesem Land und seinen Menschen?" (S. 84 f) oder: "Wir Juden sind ja ein demokratisches Völkchen" (S. 184). Er schreibt über "eine Kraft, die mich zunehmend faszinierte und beschäftigte: das Judentum" (S. 110), "die jüdische Sache" (S. 269 und 271). Spiegel nennt Personen, die nicht dem "Klischee vom schwächlichen, ängstlichen Juden" (S. 185) entsprechen und sagt: "Manche werfen uns Juden Hysterie oder Verfolgungswahn vor. (...) Ich glaube, dass wir Juden sensibel reagieren, und das ist nun einmal die Aufgabe von guten Seismographen." (S. 251) Für wen spricht Paul Spiegel da? Auffällig ist, dass fast alle dieser Klischees passiv sind: Die Juden reagieren auf etwas, sie agieren nicht. Sobald es aber brenzlich werden kann, gibt es "uns Juden" plötzlich nicht mehr: "Ich gehe auf diese Shows der Eitelkeiten nicht ein, auch nicht auf pseudoreligiöse Erörterungen wie die der Einstellung 'des Judentums' zur Homosexualität. Ich nehme an, die Haltung 'der' Juden differiert hier von Mensch zu Mensch wie auch sonst in der Gesellschaft." (S. 278)

Diese Fixierung auf Juden und jüdische Substanz geht zuweilen an Grenzen. Soll man russische Juden nach Deutschland bringen, um die deutschen Gemeinden zahlenmäßig aufzustocken? Sollten Juden aus Gründen der ... (ich kann das gar nicht aussprechen) unter sich heiraten? "Wir dürfen unser

Judentum nicht zur Formalie der Abkunft von einer jüdischen Mutter reduzieren. Das wäre ein später Erfolg der Nazis. (...) Ein weiterer Punkt kommt hinzu: Um Juden zu machen, braucht es Juden. (...) Der Sinn meiner Arbeit in der Gemeinde war, kurz gesagt, unserer Jugend die Möglichkeit zu geben - wie Gisèle und ich es erlebt hatten -, andere Juden kennen zu lernen: mit den bekannten glücklichen Folgen." (S. 150 f).

Auch über Israel spricht Paul Spiegel in seinem Buch nur in Klischees. Er nennt Israel die "Lebensversicherung des jüdischen Volkes." (S. 47 und 279). Angesichts der Gewalt in Israel und Palästina ist das eine deutliche Verklärung der Realität. "Wir waren dem Staat unsere Unterstützung schuldig, denn schließlich ist Israel die Urheimat und das Asyl aller Juden." (S. 219) - eine Verklärung des Staates. Diese absolute Loyalität wird an wenigen Stellen scheinrelativiert wie: "Dies bedeutet aber nicht, dass ich jede politische Maßnahme Israels billige" (S. 279). Solche Floskeln werden aber an keiner Stelle mit Substanz oder Beispielen gefüllt. Über reale Politik und reale Verhältnisse im realen Israel wird nichts ausgesagt. Ein ähnlicher unbedingt gefolgstreuer Pathos zeigte sich bei Vorgesetzten: Der Herausgeber der Allgemeinen Wochenzeitung, Karl Marx, der Spiegel einstellte, fragte ihn "eine einzige Frage: 'Sind Sie bereit, alles andere dem Journalismus unterzuordnen?' Mein enthusiastisches 'Selbstverständlich!' kommentierte er trocken: 'Etwas anderes habe ich nicht erwartet.'" (S. 123).

Vielleicht wäre das alles nicht so schlimm, wenn da nicht diese latenten Aggressionen wären, die nicht hinterfragt werden. "Mein Vater hat mir beigebracht: Lass dir nichts gefallen. Von niemandem. Wir Juden haben genug durchgemacht. Wir müssen uns rechtzeitig und energisch zur Wehr setzen." (S. 96). Als sein Vater aus dem KZ zurück nach Warendorf kam und jemand meinte: "Ach, der Jude ist auch wieder da?", passierte folgendes: "Mein Vater ließ sich gar nicht erst auf die üblichen Floskeln (...) ein. Stattdessen verdrosch er den antisemitischen Lästler nach Strich und Faden. Die Umstehenden riefen die englische MP herbei, der Streifenführer ließ sich den Vorfall schildern und fragte anschließend meinen Vater lakonisch: 'Warum haben Sie den Kerl nicht totgeschlagen?'" (S. 97). Damit endet der Absatz und das Thema ist abgeschlossen, wodurch suggeriert wird, dass die Tötung eines Menschen, der "Ach, der Jude ist auch wieder da?" sagt, akzeptabel sei.

Über seinen Vater schreibt Spiegel: "Mein Vater war stets er selbst. Er hatte es nicht nötig, seine Gefühle zur Schau zu stellen. (...) Vater begnügte sich damit, mir die Hand zu schütteln." (S. 90 f). Diese Episode hat mich am meisten irritiert. Der Vater hatte Auschwitz überlebt, war zurück nach Warendorf gekommen und hat Frau und Bub nach Jahren wiedergesehen. Dass bei solchen Extremsituationen körperliche Distanzierungen oder andere Belastungen vorkommen, glaube ich. Und doch würde sich jemand in einer solchen Situation wünschen, in den Arm zu nehmen und genommen zu werden, zu berühren und berührt zu werden. Sie lebten noch! Die Familie kam nach Jahren des höchsten Schmerzes und großer Verluste wieder zusammen!

Ist es da notwendig, die Schwächen des Vaters (nach dem zu Recht eine Straße in Warendorf benannt wurde) zu innerer Größe umzudeuten? Gefühle nicht zur Schau stellen, ganz er selbst sein. Das stimmte doch offensichtlich so nicht. Wozu die Verklärung? Dadurch entfernt man sich doch von der Sache und kommt ihr nicht näher.

Spiegel schreibt, dass er nicht den Judenhass für die primäre Ursache der fanatischen Gefolgschaft Hitlers hält, sondern tiefe Verunsicherung, Schutz- und Sicherheitsbedürfnis. Er nennt den Hitlerismus eine Angstbewegung (S. 171). Die Verunsicherung und das starke Schutz- und Sicherheitsbedürfnis in Israel und auch bei den deutschen Juden kann er jedoch nicht als Quelle von Ideologisierung erkennen. Er schreibt, dass das Wegsehen der Bevölkerung Voraussetzung für Entfaltung krimineller Energie war (S. 30), und genau dieses Wegsehen kritisieren Menschenrechtler, wenn zum Beispiel die frontalen Medien Nachrichten über Israel selektieren und Dinge routinemäßig so darstellen, dass "die Existenz Israels" nicht gefährdet ist, wodurch die Existenz anderer automatisch abgewertet wird.

Was ist die Ursache von Terror?

(11.05.04) "Was ist die Ursache von Terror?" An dieser Frage scheiden sich zwei Welten. Auf der Autofahrt von Halle nach Vreden, circa 470 Kilometer, sprach ich mit Ithay darüber, nachdem wir eine Weile lang über "die Sache" geredet hatten. Ich erzählte ihm meine These: Es gibt Leute, die meinen, dass Terror aus Unterdrückungssituationen heraus geschieht, und es gibt Leute, die verschiedene Ursachen des Terrors annehmen. Radikalisierung etwa könne zu Terror führen, oder Feindschaft. Das Streben nach Macht vielleicht. Übertriebene Religiosität oder Ideologie. Für die These, dass Terror im Allgemeinen Unterdrückung zur Ursache hat, spricht zum Beispiel, dass Selbstmordanschläge empirisch sichtbar regelmäßig aus Unterdrückungssituationen erwachsen, etwa aus Besatzung. In Palästina, im Irak, in Tschetschenien. Solche Attentate sollen auf eine hoffnungslose Lage aufmerksam machen. Das rechtfertigt sie nicht, aber man kann diesen Aspekt nicht ignorieren, wenn man die Situation verstehen will. Das schreibt selbst Paul Spiegel, freilich bezogen auf die eigene Gruppe: Zu dem Attentat von Herschel Grynszpan am 7.11.1938 anlässlich der Deportation der polnischen Juden analysiert Spiegel, dass Grynszpan versuchte, "durch ein spektakuläres Attentat auf das Schicksal der Verschleppten aufmerksam zu machen. (...) Die Nazis hatten auf einen solchen Vorwand (...) nur gewartet." (Wieder zu Hause, S. 28).

Lässt sich Terror rechtfertigen? Diese provokative Frage stellte und stellt Georg Meggle öffentlich, in seinem erwähnten Artikel und in der Diskussion mit Ted Honderich in den Leipziger Sonntags-Gesprächen. Eine empörende Frage, denken einige auf den ersten Blick. Dahinter verbirgt sich aber das Problem des gerechten Krieges. Meggle fragt nämlich nach der Rechtfertigung

etwa von UN- (auch US-) Interventionen. Denn Kriege fallen teilweise in seinen Begriff von Terror, in dem es verschiedene Elemente gibt: den Akt (z.B. Aktivieren einer Bombe), einen Akteur (Terrorist), einen Gewalt-Adressaten (z.B. Caféhausbesucher), einen Terror-Adressaten (z.B. Zivilbevölkerung), einen finalen Adressaten (Regierung) und eine bezweckte Wirkung (z.B. Freilassung von Gefangenen) (Siehe den Aufsatz "Terror& Gegen-Terror, S. 34). Meggle schreibt: "Die Ethik des Terrors ist ein Spezialfall der Gewalt- & Kriegs-Ethik." (S.35). Üblicherweise denkt man bei Terror an eine bestimmte Konstellation: übermäßige und gegen Unschuldige, letztlich gegen eine staatliche Ordnung gerichtete Gewalt, die vom Staat bekämpft wird, der das Gewaltmonopol innehat. Der Begriff "Staatsterrorismus" jedoch, der im internationalen öffentlichen Diskurs eine Berechtigung hat, macht deutlich, dass eine übermäßige und (auch) gegen Unschuldige gerichtete Gewalt auch von staatlichen Ordnungen ausgehen kann. Werden aber Staaten auch unterdrückt, dass sie Terror machen? Ich glaube ja. Es ist eine andere Art der Unterdrückung, eine Unfreiheit der Mächtigen wegen ihrer Verlust-Ängste.

Das alles ist Theorie. Keine graue Theorie, aber Theorie. Wir brauchen sie bestimmt, um uns an die universalen Werte des 21sten Jahrhunderts heranzuarbeiten. Das Duo Rubin und ich brauchten sie jedoch nicht unmittelbar für die Shalom-Salam-Tournee. Wir machten unsere Verständigungsarbeit praxisbezogen. Unwillkürlich fragte ich Ithay: "Was denkst du: Wenn du Präsident von Israel wärst und ich von Palästina, würde es dann Frieden geben?" Nicht, dass wir irgendwelche realen Ambitionen dahingehend hätten, das war sicherlich nicht der Fall. Ich meinte etwas anderes, etwas Prinzipielles. Ithay überlegte eine Weile, nicht lange, dann sagte er Ja. Ohne das weiter auszuführen. Einfach Ja. Ich sah aus dem Autofenster auf die Landschaft und dachte, dass er Recht hatte. Wir hätten uns im Grunde sonst die Tournee auch sparen können.

Kapitel 4: Düsseldorf und Bocholt

Thomaskirche Düsseldorf

(13.05.04) Nach Düsseldorf zu kommen war kein Stress. Zwar ist die Bocholter Gegend an der niederländischen Grenze etwas völlig anderes als die NRW-Landeshauptstadt Düsseldorf, eine andere Kultur fast, doch geografisch liegen die beiden Städte nicht weit auseinander. Wir kamen entspannt am Nachmittag an der Thomaskirche an und hatten Zeit. Da der Techniker noch nicht da war, wurden wir zu einem Tee in einen kirchlichen Laden direkt an der Kirche eingeladen, wo wir den Gesprächen der Damen lauschten, die das Geschäft betrieben. Esoterik-Teestuben-Birkenstock-Atmosphäre. Meditativ, fast inspirativ. Es wurden Plätzchen gereicht. Der Techniker erschien und nahm uns mit in den Saal. Er erzählte uns, dass Elton John in diesem Konzertsaal bereits Aufnahmen gemacht hat. Es war ein recht großer Raum, dessen geräumige Frontseite aus der Bühne bestand, die gleichzeitig ein Altar war. Auf der gegenüberliegenden Seite war ein Raum, in dem wir uns umziehen konnten. Unsere Laune war ganz gut.

Michael Krebs kam, hatte aber mit vielen Leuten zu reden und ich sah ihn kaum. Der Beamer machte mal wieder Schwierigkeiten, es war aber noch Zeit. Der Maler Bernd Schwarzer hatte einige seiner Bilder ausgestellt, sie gefielen mir. Kurz vor Beginn der Vorstellung stellte sich heraus, dass der Film wegen technischer Probleme nicht gezeigt werden konnte. Auch die Begrüßungsreden der Veranstalter und Förderer waren eher fahrig, auch launig. Da wurde schon mal das Wort ergriffen, ob das unser Programm durcheinander brachte oder nicht. Ich meine, wir hatten uns ja etwas dabei gedacht, wie wir das Programm gestalteten. Außerdem gab es vor der Veranstaltung Absprachen, die von einigen spontan vergessen wurden. Insofern hatte ich schon bessere Tage auf der Bühne.

Der Saal war nicht ganz voll, aber es waren schon ein paar Leute gekommen. Zweihundert vielleicht. Eine Amerikanerin sprach mich nach der Veranstaltung an, die mit einem Palästinenser verheiratet ist. Es gab eine "Afterglow"-Party im selben Saal, mit Getränken verschiedener Art und Schnittchen. Die Party war eine gute Idee, und es war auch nett, dass der Heinrich-Heine-Freundeskreis sich daran beteiligt hat. Kerstin war da, eine Bekannte von mir aus Düsseldorf, sie ist Barock-Sängerin und konnte mit der Musik vom Duo Rubin viel anfangen. Auch über den Nahost-Konflikt weiß sie einiges. Und noch jemanden traf ich wieder: Britta von www.marhaba.de und ihren Mann Khalid. Sie hatten kurzfristig von der Sache gehört und wohnten nicht weit, so waren sie spontan vorbeigekommen. Das letzte Mal hatte ich sie ein Jahr oder zwei zuvor gesehen, ebenfalls in Düsseldorf, als ich mithalf, die Gründungsparty von Kulturattac im ZAKK auszurichten. Es tat mir leid, dass ich vergessen hatte, Britta Bescheid zu sagen.

Wir tranken Wein, aßen Schnittchen, unterhielten uns über Politik und Kultur, rauchten, na ja, was man so macht in einer Kirche. Dann lernte ich Bernd Schwarzer kennen, den Maler. Er ist außergewöhnlich. Zunächst hat er jedem von uns Künstlern einen circa zwölf Kilo schweren Bildband von sich geschenkt. Es ist ein großartiges Werk, die Bilder und Collagen von Schwarzer sind genialisch. Manchmal mit Van-Gogh-artiger Pürrier-Technik, Tupfer, Wellen, aus dem Bild heraustretende Zipfel in gelb und blau. Thematisch engagiert: Europa, Israel, Weltfrieden. Aktiv. Ein schräger Künstler auch. Er wollte Autogramme von uns in sein Buch. So etwas habe ich noch nie erlebt. Ich habe also sein Buch signiert. Er wollte das. Warum sollte ich es ablehnen? Er redete auch, aber die Kommunikation war etwas surrealistisch. Er schien weit draußen zu sein mit seinen Gedanken. Hauptsache nett. Immens kreativ.

Michael konnte mit ihm besser reden, glaube ich. Musste er ja, weil er auch Agententätigkeiten für Bernd Schwarzer ausführte. Das ist eine von Michaels starken Seiten, dass er mit ungewöhnlichen Situationen und Menschen umgehen kann. Wir fuhren im Anschluss zu seinem Haus in Köln, wo wir übernachteten. Michael erzählte jede Menge Geschichten und war ständig unter Strom. Wir hatten nicht genug Zeit, um uns mit ihm und Petra und ihrem gemeinsamen Sohn länger unterhalten zu können, und so schlug Michael vor, dass wir in der Woche darauf einen Grillabend oder ähnliches machen könnten, wenn das Konzert in Köln stattfand.

Zuvor in Düsseldorf

(Flashback 06.05.04) Zum zweiten Mal betrat ich das Düsseldorfer Sterne-Hotel, in dem der Heinrich-Heine-Freundeskreis tagt. Dieses Mal war das Duo Rubin dabei. Ein weiteres Pressegespräch für Shalom-Salam in einem der Konferenzräume. Ich unterhielt mich mit Stephan Lorsbach, der bei den Vorbereitungen in Düsseldorf half und auch Musiker ist. Es kamen einige Journalisten, mehr als bei den anderen Gesprächen dieser Art zuvor. Von der lokalen Presse, aber auch jemand von der "Welt" war da. Draußen im Garten machten wir ein paar Fotos. Es war entspannt, eine gewisse Routine hatte sich bei uns inzwischen eingestellt. Ich hatte anlässlich der Tour eine CD kompiliert mit sechs meiner Lieder. Zehn Exemplare hatte ich gemacht, nur für die Beteiligten der Tour. Ich gab eine Herrn Theisen vom Freundeskreis, eine Stephan und Michael. Nach dem journalistischen Teil besprachen wir das bevorstehende Konzert in Düsseldorf.

Am Tag zuvor war ich mit Michael Krebs aus Halle gekommen. Er nahm mich mit auf eine Veranstaltung des Freundeskreises, inklusive Spargel-Essen in einem festlichen Saal. Eine eindrucksvolle Szene: Etwa hundert Leute - ausnahmslos Männer - saßen da an Tischen und lauschten einem Staatssekretär, der über verschiedene politische Themen sprach, die mit der Region verbunden waren. Erziehungswesen, Wirtschaft, und andere Themen.

Es gab Zwischenfragen, Anmerkungen und Diskussionen. So etwas war für mich ganz neu. Als das Thema beendet war, wurde ich sogar öffentlich vorgestellt, als Repräsentant von Shalom-Salam, das vom Heinrich-Heine-Freundeskreis unterstützt wurde. Eine freundliche Geste.

Im Historischen Rathaus

(14.05.04) Am nächsten Tag ging es zurück nach Bocholt. Wieder gab es einen Empfang, wir bekamen Bildbände der Stadt und Umgebung geschenkt. Die Bürgermeisterin war dabei, und sie hat in ihrer Rede im kleinen Kreis deutlich gemacht, dass sie tatsächlich für Verständigung eintritt. Es war keine floskelhafte Rede, sie war echt. Bedauerlicherweise habe ich nichts davon aufgeschrieben. Es war kurz vor dem Konzert im Stockwerk unter dem Auftrittssaal. Wir saßen an einem langen antiken Tisch mit etwa zehn Leuten. Bettina Oehmen war auch gekommen und die Deutsch-Israelische Gesellschaft. Zwischen der DIG und mir hatte es kleinere Spannungen gegeben, die ich aber nicht als destruktiv empfand. Ein bisschen anstrengend für alle Beteiligten vielleicht. Aber wir waren nicht auf Wellness-Tour, sondern es ging um Annäherungen. Realen Konflikten sollte man nicht ausweichen, das bringt nix. So lernten wir jeweils, was vom anderen zu halten war, welche die konstruktiveren Anknüpfungspunkte waren und welche die destruktiveren.

An den Wänden des Raumes waren Fotos der Bürgermeister von Bocholt in einer Reihe. Das fing in der Kaiserzeit an, bis heute. Ich sah mir die (Männer-) Gesichter an, eins nach dem anderen. Da bemerkte ich eine Lücke zwischen 1933 und 1945. Die Nazi-Bürgermeister fehlten. Mir gab das irgendwie zu denken. Logisch, das ist eine Zeit, an die man nicht gerne zurückdenkt. Man bildet ja auch zum Beispiel Hitler meist nicht in einer Reihe mit früheren und späteren deutschen Regierungschefs ab. Auch kennt man das Phänomen aus der Geschichte: Wenn eine ganz neue Kultur beginnt, wird die alte rausgeschmissen. Wären aber die Bürgermeister der Nazizeit abgebildet, könnte man das auch als Mahnung verstehen. Nach dem Motto: Achtung, so etwas hat es bei uns auch gegeben. Dies sind die Gesichter, die dahintersteckten. Sie sind real. Es war real. Man könnte einen entsprechenden Text am Foto anbringen. Warum gab mir das überhaupt zu denken? Ich glaube, weil man sonst vergessen kann, dass es sich bei den Nazis nicht um Geschichten aus den Medien handelt, oder um Außerirdische.

Der Auftritt begann pünktlich. Unsere Bocholter Gastgeber waren im Publikum, und auch meine Eltern, für die Bocholt der nächstliegende unserer Auftrittsorte war. Das war etwas Besonderes für mich. Ich glaube, sie hatten mich zuvor noch nie richtig auf einer Bühne gesehen. Besonders aufgeregt war ich deshalb nicht, es war nur schön. Auch, dass sie Ithay und Gabriella kennen lernten. Sicherlich einer der besten Auftritte. Nur als ich aus dem Fenster sah, wurde mir mulmig. Direkt vor dem Gebäude, mitten auf der Fußgängerzone, stand ein Polizeiauto. Ich glaube, es waren sogar zwei. Ich habe mich gefragt,

ob die Bocholter vielleicht etwas ausgefressen hatten, dass sie sich so ängstlich zeigten. Zumindest waren keine Panzer oder Flugabwehrgeschütze aufgestellt, ich habe jedenfalls keine gesehen.

Meinen Eltern hat es gut gefallen. Wir gingen danach zusammen essen, Dad hat alle eingeladen. (Er wollte, aber die Stadt hatte bereits einen Betrag festgemacht, also spendete mein Vater denselben Betrag.) Herr Merschhemke von der DIG erzählte einige Witze. Die von Ithay waren aber besser. Es wäre ganz interessant, sie hier zu wiederholen, aber lieber nicht. Das muss man live erleben, sorry. Vielleicht einen Bratschenwitz. Ithay erzählte mir, dass die Bratsche sozusagen der Ostfrieze unter den Musikinstrumenten ist. Man macht darüber Witze. Was ist der Unterschied zwischen einer Geige und einer Bratsche? Die Bratsche brennt länger. Was meinen Vater angeht, so merkte ich, dass er von der Shalom-Salam-Sache ehrlich angetan war. Das war keine Selbstverständlichkeit, denn er ist in Palästina aufgewachsen und hat die Israelis ganz anders kennen gelernt. Jedoch ist es ein Unterschied, ob man sich abstrakt Gedanken über Leute macht, oder ob man konkret welche trifft und mit ihnen redet.

Mein Vater sagte mir, dass Kontakte zwischen Palästinensern und Israelis heute in der palästinensischen Gesellschaft nicht mehr so verpönt seien wie früher. In den frühen Neunzigern habe es sogar eine Phase gegeben, in der eine tatsächliche Entspannung möglich gewesen wäre. Viele Palästinenser waren damals optimistisch. Ich musste an einen Film von Spiegel-TV denken, für den ich 1992 die O-Töne übersetzt hatte. Es ging um Kollaborateure auf der einen und die "Schwarzen Panther" auf der anderen Seite, bewaffnete Freischärler, die um Jenin herum ihr Zentrum hatten. Ich hatte zweieinhalb Stunden Material und übersetzte es mit einem Muttersprachler aus dem selben Studentenheim am Berliner Tor in Hamburg, wo ich zu dieser Zeit lebte. Spiegel-TV war damals gerade neu ins berühmte Chile-Haus gezogen. Es war ein informativer Film. Über Extremisten der israelischen Seite habe ich allerdings noch keinen Film im Fernsehen gesehen. Ein paar Monate später las ich in der Jerusalem Post, dass der "Hauptdarsteller" Ahmad, der Schwarze Panther, den ich mehrere Stunden lang auf Video erlebt hatte, getötet worden war. Es schockierte mich, als ich es las, aber ich fühlte kein Mitleid. Die Welt der Männer mit ihren Gewehren ist mir zu fremd.

Im Garten

(16.05.04) Ruhe. Vor mir eine Wiese, hinter mir das Haus von Annette und Willy, ihren Kindern Aino und Till sowie verschiedenen Haustieren, darunter eine elegante schwarze Katze. Ich hatte mich mit meinem Rucksack auf die Terrasse zurückgezogen. Es war Vormittag, und ich war allein. Willy unterrichtet Mathematik und Niederländisch, Annette Geschichte. Eine Lehrerfamilie wie aus dem Bilderbuch. Es waren Nachbarn von Bettina und Christoph. Das Duo Rubin war bei ihnen einquartiert, ich bei den Nachbarn.

Eine Art heile Welt kam hier über mich, eine freundliche Normalität von Menschen. Mehr brauchte ich nicht, dachte ich. Den Garten vor mir atmete ich ein, während ich Tagebuch schrieb. Es sollte schön werden. Konnte ich das schaffen? Wenn ich an Willy und Annette dachte, konnte ich es vielleicht schaffen. Sie akzeptierten mich so, wie ich bin. Sie mochten mich sogar. Dass ich Schriftsteller und Musiker bin, kritisch dazu, das war hier ganz normal. Natürlich, es kommt immer darauf an, durch welche Tür man kommt. Unter anderen Umständen wären wir vielleicht aneinander vorbeigelaufen. Probleme liegen meistens nicht an den Leuten, sondern an den Situationen, in denen sie sich begegnen. Durch welche Tür kommst du? Wie lerne ich dich kennen?

Hier im Garten konnte ich etwas entspannen. Warum war das ein Problem? Wo lag mein Problem? Entspannen wovon, vom Stress der Aufführungen? So schlimm war der nicht. Nein, es war nicht dieser Stress. Es war der andere. In Rafah war gerade der Teufel los. Der Stress bestand in der Frage, was wir durch diese Tournee erreichen konnten und in der Sorge, meiner Verantwortung nicht gerecht werden zu können, ohne Leuten vor den Kopf zu stoßen. Wie sollte ich mich verhalten? Musste ich mich verstecken? Warum musste ich mich verstecken? Was genau musste ich verstecken?

Als ich mit Christoph am späten Abend im Auto von Vreden nach Bocholt mitgefahren war, unterhielten wir uns. Ich hatte das Gefühl, ganz gut mit ihm klarzukommen. Als wir über "die Sache" redeten, erwähnte Christoph die geläufige Ansicht, die Palästinenser hätten mit Oslo und Camp David, mit Barak und Clinton also, alle Möglichkeiten gehabt, zum Frieden zu kommen. Da merkte ich, dass wir aus zwei verschiedenen Welten kamen. Allerdings schien mir Christoph, wie auch Ithay, nicht wirklich ein politischer Mensch zu sein. Nicht im intellektuellen Sinne, meine ich. Natürlich war er politisch, wenn er das Shalom-Salam-Projekt unterstützte, und das hat er auf engagierte Weise getan. Eine politische Diskussion über Oslo/Camp David würde hier aber nicht den Kern treffen. Christoph hat Israel vor dem Hintergrund der deutschen Geschichte kennen gelernt. Vielleicht war ich der erste Palästinenser beziehungsweise Palästinensischstämmige oder wie auch immer, jedenfalls von der anderen Seite, den er näher kennen lernte.

Zumindest drückte ich ihm Uris Artikel "Zwölf konventionelle Lügen" in die Hand, den ich eigentlich für Ithay ausgedruckt hatte, weil dieser Punkt zu unserem Problembündel gehörte. Avnery schrieb dort, dass Oslo und Camp David gar nicht zur palästinensischen Souveränität hätten führen können, weil zum Beispiel die Jerusalemfrage ausgeschlossen blieb, weil es keine Rückkehr zur Grenze von 1967 vorsah, weil 80 Prozent der Siedler da bleiben sollten, wo sie waren, keine Rückkehr eines einzigen Flüchtlings nach Israel, die Checkpoints wären nicht verschwunden und das Staatsgebiet bantustanisiert, also in lebensunfähiger Weise zersplittert. Oslo und Camp David waren keine realistischen, keine annehmbaren Optionen. Es ist nicht einmal notwendig, sich hier in Details zu verlieren, denn die israelischen Angebote waren bislang stets und ausnahmslos mit der Implikation der

Kontrolle über die Palästinenser verbunden, und das wird auch kaum bestritten. "Wir müssen sie kontrollieren, weil sie eine Bedrohung für uns darstellen." Solange diese Mentalität - nicht Politik - herrscht, sehe ich keine Veränderung. Immerhin stellen die Israelis - und zwar die offiziellen, also Politiker, Beamte, Soldaten - ganz sicher eine Bedrohung für die palästinensische Bevölkerung dar, siehe Rafah und jeder andere Ort, an dem Palästinenser unter israelischer Willkür leben müssen. Aber niemand würde den Palästinensern deshalb zugestehen, die jüdische Bevölkerung zu kontrollieren und zu bestrafen. Hubschrauberangriffe der offiziellen palästinensischen Seite auf israelische Extremisten sind undenkbar. Oder Sippenhaft. Ach ja, jetzt fällt mir wieder ein, wo mein Problem auf dieser Tournee und mit dem Schreiben dieses Kapitels ist. Diese Sache.

Im Zug nach Berlin

(Sonntag 16.05.04) Das Wochenende hatte ich bei meinen Eltern verbracht. Sie waren über Nacht in Bocholt geblieben, und wir fuhren über die Dörfer zu ihnen nach Hause. Die Hälfte der Strecke bin ich gefahren. Diese herrliche westfälische Landschaft! Wir hörten Bettina Oehmens CDs im Auto, bei der wir einige Stunden zuvor gemeinsam am Tisch gesessen hatten. Sie hatte sogar spontan Bachblüten-Extrakte für uns alle hergestellt und uns mitgegeben. Nun saß ich schon wieder im Zug. Der nächste offizielle Auftritt war erst am Dienstag, in Oldenburg. Wir hatten aber noch ein Extra-Konzert in Berlin am Montag, in der Schule von Ithays und Gabriellas Sohn, daher machte ich diesen Umweg.

Zug fahren ist oft wirklich besser als Auto fahren. Man kann während der Zeit lesen. Zum Beispiel den Brief von Karl Merschhemke, dem Herrn von der DIG. Es war nicht hundertprozentig leicht zwischen uns gewesen, eher porzellanmäßig. In seinem Brief, den er nach dem Konzert in Bocholt verfasst hat, gibt er uns einige Ratschläge das Programm betreffend. Wesentlich interessanter sind die beiden Episoden aus seinem Buch, die er zur Illustration seiner politischen Überzeugungen beigelegt hat und die ich hier wiedergeben möchte, da sie für ein breiteres Publikum gedacht sind und viel erklären, fast schon schlichten können. Der Titel des Buches wird in dem Brief nicht erwähnt, doch handelt es sich um Kriegserinnerungen. Karl Merschhemke schreibt:

1. Episode: Im Bereich unseres Arbeitsgebietes (als Student im Ferieneinsatz) arbeiteten auch russische Hilfskräfte, Zivilisten und Kriegsgefangene. Die russischen Kriegsgefangenen wurden streng bewacht; sie sahen ausgemergelt aus und mußten wohl einen gräßlichen Hunger haben, da sie alles Eßbare, das sie finden konnten, vom Boden aufnahmen und ungewaschen sofort gierig in den Mund steckten. Sie durften keine Pause bei der Arbeit machen. Wir durften uns ihnen nicht nähern. Einen Unterschied zu dieser besonders hart behandelten Gruppe machten die russischen Zivilkräfte.

Eines Tages traf ich für wenige Minuten unbemerkt mit einer jungen Russin zusammen, die leidlich Deutsch sprach. Sie erzählte mir, daß sie sich, die deutschen Soldaten als Befreier von der kommunistischen Gewaltherrschaft ansehend, in der Ukraine zum freiwilligen Dienst in Deutschland gemeldet hatte. Sie hatte dabei darauf vertraut, daß ihr Dienst dem Kampf gegen die Macht Stalins dienen würde. In Deutschland angekommen hatte man sie inhaftiert, notdürftig in Massenunterkünften untergebracht und bei schlechtester Verpflegung zum Dienst in der Munitionsfabrik gezwungen. Keiner dieser beiden Gruppen, weder den gefangenen Soldaten noch den ge- und enttäuschten Zivilkräften, konnte man irgendwie helfen. Die Gesamtaufsicht und die angedrohten Strafen schreckten jeden ab.

Schlimmer noch als diese Begegnungen und die Erfahrungen völliger Hilflosigkeit war folgendes Erlebnis. Vom Güterzug aus, auf dem ich Dienst tat, beobachtete ich, als der Zug gerade anhielt, einen Posten, der mit scharf geladenem Gewehr einen kleinen Trupp Russen bewachte. Ein junger Russe stützte sich offensichtlich in einem Moment unkontrollierbarer Schwäche für einen kurzen Moment mit dem Kinn auf das Ende seines Spatens. Der Posten sah es, ließ ihn zu sich herankommen, stellte sein Gewehr zur Seite, ließ den Russen die Hände an die Hosennaht legen und drosch auf ihn ein, bis er umfiel und den Bahndamm hinunterrollte. Ich konnte nicht glauben, daß das, was ich hier mit eigenen Augen sah, Wirklichkeit sein könne. Jedenfalls war es mehr, als ich verkraften konnte oder trotz aller Gefahr hinzunehmen bereit war. Ich schlenderte in der nächsten Arbeitspause, die wir einlegen durften, scheinbar absichtslos zu dem Posten, einem Mann von etwa 45 Jahren zu und verwickelte ihn unter anderem in ein unverfängliches Gespräch über seine Familie, wobei ich ihn auch fragte, ob er Kinder habe. Er sprach frei und begeistert von seinen Angehörigen und zeigte mir bereitwillig und stolz ein Bild von seinem 15jährigen Sohn. Als ich es in der Hand hielt, sagte ich mit leiser Stimme: 'Ich wünschte, der hätte Sie vor 15 Minuten beobachten können.' Der Posten wurde bleich; mit vor Wut zitteriger Stimme rasselte es aus ihm heraus, er habe noch ganz andere Dinge gemacht, er habe schon im KZ Dienst getan, da habe er sogar katholische und evangelische Geistliche zu bewachen gehabt. Die habe er auch klein gekriegt, er habe sie jeden Morgen an der Stubenwand entlang in strammer Haltung antreten lassen und ihnen dann allen der Reihe nach 'einen in die Fresse gehauen', dann seien sie 'den ganzen Tag ganz lieb gewesen', um dann fortzufahren: 'Und Leute wie dich kriegen wir auch noch klein, wenn du dich weiterhin in Dinge einmischst, die du nicht verstehst und die dich nichts angehen.' Für den Rest des Tages drehten sich meine Gedanken in ganz kleinen Kreisen, ich fühlte mich äußerst hilflos, konnte dies Erlebnis weder in meine bisherige Welt einordnen, noch wußte ich, was hätte getan werden können. Mit pfadfinderhaften Geländespielen war dieser Welt wohl nicht mehr beizukommen. Ich fühlte mich irgendwie schmutzig, war deprimiert und traurig. - Diese unmittelbare Begegnung mit der groben Brutalität, dem offensichtlich wirklich Bösen, dessen der Mensch fähig zu sein schien, hat mich tagelang ins Grübeln gebracht und noch lange, eigentlich ein ganzes Leben lang, beschäftigt. Ich

war 18 Jahre alt. Bis dahin hätte ich geschworen, daß Menschen zu absoluten, persönlich begangenen und gewollten Grausamkeit nicht fähig sein könnten. Nun wurden wir Zeugen von Ungerechtigkeiten und Grausamkeiten, denen wir völlig hilflos gegenüberstanden. Der harmlosere Teil unseres Lebens, die Kindheit, die Jugend und die behütete Schulzeit, alles Zeiten, die uns nie so besonders behütet vorgekommen waren, würden wohl endgültig Vergangenheit bleiben, unwiederbringliche Jahre, zu denen wir uns unerwartet bald zurückzusehnen begannen.

Es scheint mir wichtig zu sein, festzustellen, daß ich niemals, weder im nachhinein, noch zur Zeit des Erlebens, den Eindruck erwecken möchte oder gar könnte, ein aktiver, gar heldenhafter Anti-Nazi gewesen zu sein. Wir haben nach dem Erbe unserer Geburt, den vielen Einflüssen der Kindheit und der gesamten Erziehung einfach nur nicht bei Gewalt und Grausamkeit mitmachen können. Sie widerten uns an, aber es machte uns nicht zu Revolutionären. Wir sind ohne eigene Verdienste vor aktiver Grausamkeit bewahrt geblieben. Wie ich mich verhalten oder bewährt hätte, wenn der Zufall oder die Fügung mich in eine Lage wie die der Geschwister Scholl gebracht hätte, die vervielfältigte Anti-Hitler-Schriften in das Treppenhaus der Universität München geworfen haben und lediglich durch einen dummen Zufall vom Hausmeister dabei beobachtet worden waren, vermag ich unmöglich zu sagen. Ein Held war ich jedenfalls nie, wenn ich auch immer wieder versucht habe, mit List und Tücke, aber auch Vorsicht, Sand ins Räderwerk der örtlichen und überörtlichen Geschichte zu streuen, ohne dazu auch nur im entferntesten größere Zusammenhänge verstehen zu können. Es war eigentlich nie mehr als der Versuch des Kindes, sich möglichst gegen die Macht der Großen zu wehren, ohne zum Ende der Jugendzeit bereits den Durchblick zu haben, der notwendig gewesen wäre, den Kern der Dinge einigermaßen zu durchschauen. Im Alter ist es schwer, zu rekonstruieren...

2. Episode: Unser Zug (als Rekrut auf dem Weg in die Kaserne) kam nur sehr langsam vorwärts. In der kriegsbedingt totalen Dunkelheit des späten Abends hielt er auf dem weit abgelegenen Nebengleis eines Berliner Bahnhofs. Wir waren in einem Zustand schläfriger Unbekümmertheit, etwa wie im nächtlichen Garten Eden. Aus dem wurden wir plötzlich und ohne Vorwarnung vertrieben. Die unausweichliche Härte dieser Zeit stand erschütternd vor uns. Auf einem Nebengleis, nur drei Meter von uns entfernt, hielt unmittelbar neben unserem Abteil ein Güterzug. Auf der Seitenwand des geschlossenen Waggons, dessen große Schiebetür mit Brettern kreuzweise zugenagelt war, stand in weißer Schrift: '8 Pferde oder 40 Mann.' Die Bretter wurden von Männern in schwarzen Uniformen aufgebrochen, einer von ihnen brüllte: 'Kaputte raus!' Einige Tuchbündel flogen aus der weit geöffneten Waggontür. - Was ich zu sehen gezwungen war, ging weit über meine damalige Begriffsmöglichkeit, die noch von dem Behütetsein der Kindheit geprägt war, hinaus. Erst nach einigen Sekunden merkte ich, daß es Leichen waren, die auf dem kalten Schotter des Bahngeländes landeten. Im Gepäcknetz oben im Abteil liegend, fiel mir gleichzeitig auf, dass mein Kopf in gleicher Höhe mit einem kleinen Guckloch

im Güterwagen war. Und plötzlich bemerkte ich in der Dunkelheit dieses Gucklochs drei oder vier Gesichter, die mich aus tiefen, schwarz in ihren Höhlen liegenden Augen in einer hoffnungslosen Ausdruckslosigkeit ansahen. Es mußten Juden oder andere NS-Opfer sein, die sicherlich wußten, daß sie auf dem Weg 'ins Gas' waren und die sicherlich annehmen mußten, daß wir zu den bewaffneten Feinden gehörten, die - selbst in Sicherheit - sie in einen gewaltsamen Tod schickten. Sie konnten nicht wissen, daß ich im Moment der Begegnung unserer Augen zwar blitzhaft überlegte, was man machen könne, aber ebensoschnell wußte, daß man vollkommen machtlos war. Dann ruckte unser Zug an, wir fuhren weiter. Ich kann und werde die stumpf gewordenen Blicke abgrundtiefer Hoffnungslosigkeit nie vergessen. Die Vertreibung aus dem Paradies der Kindheit und Jugendzeit war entsetzliche Wirklichkeit geworden.

Natürlich konnte ich diese schrecklichen Augenblicke in jenem kurzen Moment nur sehr bedingt in mein bisheriges Leben einordnen. Erst nach und nach, lange nachdem unser Zug weitergefahren war, dämmerte es mir, von welcher unglaublicher Rohheit und Unmenschlichkeit ich zufällig hatte Zeuge sein müssen, und es dauerte noch eine lange Zeit, bis ich begriff, daß das, was wir im Heimatdorf nur als höchst unbestimmtes Gerücht gelegentlich gehört hatten, sich als eine unausweichliche Manifestation des Bösen schlechthin vor meinen Augen abgespielt hatte. Alles daran, vor allem das schicksalhaft Unausweichliche, war grauenhaft; ich glaube, ich habe kaum jemals wieder etwas ähnlich Schlimmes erlebt und gespürt, und bin diesen Augenblick nie wieder losgeworden. Die Erfahrung der totalen Machtlosigkeit dem uneingeschränkten Bösen gegenüber machte einen benommen. Wir konnten überhaupt nichts, wirklich gar nichts, dagegen unternehmen. Wo war der Gott, der "dieses Fallen unendlich sanft in seinen Händen hält" (R.M.Rilke)?"

Herr Merschhemke schreibt in seinem Brief noch, dass er sich unserem Bemühen zutiefst verbunden fühle, mehr Menschlichkeit in eine von Unmenschlichkeit geprägte Welt zu bringen. Er hofft, dass jüngere Kräfte wie wir drei die unsichtbare Flagge der Humanitas ergreifen und weitertragen. Okay. Das war ein guter Beitrag. Ich reckte den Hals und sah durch das Zugfenster in den dunklen Abend. Merschhemke... Was mag dieser Mann noch alles erlebt haben? Was er schreibt und wie er es schreibt, kommt mir nicht fremd vor. Eine andere Generation, klar, aber das kann man herausrechnen. Humanitas, das reicht schon. Es gab an diesen Buchausschnitten nichts, was mich gestört hätte. Na gut, vielleicht die wiederholten Rekurse auf "das Böse" und die Unausweichlichkeit der Geschehnisse, aber das wäre eine Goldwaage, die hier fehl am Platz wäre. Dieser Mann hat Erfahrungen gemacht, die ihn nie mehr losgelassen haben. Die ihn beschäftigen bis heute. Ich wünschte, mein Opa hätte auch so geschrieben, dann wären wir uns näher gekommen. Er wäre überhaupt den Leuten nähergekommen.

Seltsam, wie nah Herr Merschhemke durch diese Lektüre plötzlich herangerückt war. Zwischen uns waren doch leichte Aggressionen, die mit politischen Zusammenhängen zu tun hatten, aber hier? Was tat er hier anderes als was ich selbst tue? Nicht Zug fahren. Nein, schreiben über das, was geschieht, was man wichtig findet, was man teilen will, mitteilen will, suchen. Mit sich selbst ins Reinere kommen durch reflektiertes Schreiben. Und wenn uns auch noch die Humanitas verband, warum war dann nicht alles gut?

Um das zu erklären, könnte ich hier ein Gedicht von Erich Fried einfügen. Ich könnte auch erwähnen, dass ich täglich Mails bekomme aus Palästina/Israel, in denen von Grausamkeiten berichtet wird wie Ermordungen von Zivilisten, Sippenhaft, Zerstörung von privaten Häusern, Brutalität am Checkpoint, Landraub durch Mauerbau, Olivendiebstahl, rassistische Heirats-Gesetze und Dinge, die ich nicht einmal weiterzuerzählen wage, weil... Der Ton der Verzweiflung und Dringlichkeit ist jedenfalls ganz ähnlich dem aus den Erinnerungen von Herrn Merschhemke. Wenn mein Vater obiges liest, wird auch er an Palästina denken, viele tun das. Selbst Lapid aus der israelischen Regierung assoziierte so, als er das Bild seiner Großmutter sah hinter einer alten, vom Schmerz gezeichneten Palästinenserin. Es geht dabei nicht um einen Vergleich mit der Schwere der Nazidiktatur, sondern um Regelmäßigkeiten der Gefühle von Opfern in Unterdrückungssituationen. Wann wird das Menschenrecht endlich für alle Menschen gelten? Gerade weil ich mich dem Humanismus verpflichtet fühle, kann ich darüber nicht hinweggehen. Ich kann es kaum tolerieren, wenn andere darüber hinweggehen. Und der Mainstream geht darüber hinweg. Das ist der Konflikt, in dem ich lebe. Ich darf nicht schweigen, aber auch nicht wirklich sprechen.

Kapitel 5: Oldenburg, RBB, Köln

Oldenburg

(18.05.04) Der Auftritt in Oldenburg war ein wenig schwerfällig. Wir haben während der Tour manchmal erlebt, dass es nicht leicht ist, Leute zu aktivieren. Dieses Mal allerdings wurde auch einigermaßen wenig Werbung gemacht. Die allermeisten Plakate sahen wir auf einem Stapel, sie waren nicht verwendet worden. Auch am Eingang des Konzertsaals von Oldenburg waren keine, nur ein einziges Poster hing verloren in der Halle. Der Veranstalter, die dortige Jüdische Gemeinde, meinte, dass die Stadt es Ihnen nicht erlauben würde, vorne am Haupteingang etwas hinzuhängen. Die betreffenden Leute wussten schon, wo das Konzert zu finden sei. Das hat mich gewundert. Ich konnte mir nicht vorstellen, dass die Stadt Oldenburg Shalom-Salam nicht unterstützt hätte, wenn sie davon erfahren hätte. Wir konnten auch unseren Bücher/CD-Tisch nicht adäquat aufstellen, weil die Veranstalter selbst einen Verkaufstisch hatten mit einer - recht hübschen - zweidimensionalen Harlekin-Figur aus bemaltem Metall, die ebenfalls mit Givat Haviva zu tun hatte und zu dessen Gunsten verkauft wurde. Die Situation war entsprechend nicht vollständig entspannt, und wir Künstler erinnerten einander daran, dass wir für das Publikum gekommen waren und dass das Publikum nichts mit diesen Irritationen zu tun hatte. Es kamen auch Leute, und sie hörten uns zu.

Wir waren zeitig in der Stadt angekommen. Ich ging noch etwas spazieren. Gabriella und Ithay hatten immer gern eine Stunde, um sich auf die Instrumente und die Akustik einzuspielen, und um die Finger warm zu machen. Bei mir ging es meist schneller: Ich prüfte das Mikro, legte die Texte am Pult ab und probte einmal das Schluss-Lied mit Ithay, das ging recht schnell. So genoss ich die Nachmittagssonne. Es war ein herrlicher Tag. Oldenburg hat schon etwas Nettes. Ich kannte es nur flüchtig, weil an der Uni dort ein paar progressive Wissenschaftler sind, wie ich mich dunkel erinnerte. Es gab da eine Oldenburger Reihe oder etwas ähnliches, ich hatte es vergessen. Eine Stadt zwischen Ems und Weser mit etwa 160.000 Einwohnern. Ich glaube, wir sind insgesamt nur in uralten Städten aufgetreten - sehr reizvoll -, denn auch Oldenburg hat eine superlange Tradition, die bis ins Jahr 1108 zurückgeht.

Kurz vor dem Auftritt die bekannte Szene im Garderobenraum: Gabriella und ich gingen auf und ab, Ithay befreite sich innerlich, indem er ein paar extra-schiefe Töne auf dem Cello spielte. Wir sprachen wenig. Plötzlich klopfte es. Wir dachten erst, dass wir zum Auftritt gerufen würden, aber es standen mir zwei unbekannte Personen gegenüber: eine freundlich blickende Dame, die mich unwillkürlich an die Detektivin Miss Marple erinnerte und ein junger Araber in ihrer Begleitung. Sie stellte sich vor als Ellen Rohlf. Ach so!! Ich kannte sie aus dem Internet, freute mich. Ellen Rohlf übersetzt regelmäßig

die Texte von Uri Avnery ins Deutsche und schreibt auch selbst seit vielen Jahren, journalistisch sowie literarisch. Oft war sie in Palästina und Israel.

Wir sprachen ein wenig im Freien, wo ich rauchen konnte. Sie lebte in der Nähe und hat es sich nicht nehmen lassen, die Veranstaltung zu besuchen. Leider musste ihr Begleiter früh gehen, sonst hätte er im Anschluss noch mit ins Restaurant kommen können. Bei einem Griechen fanden wir uns nach dem Auftritt ein, zu viert, das Duo Rubin und wir beide. Es war ein angenehmer Abend. Wir sprachen natürlich über Politik, aber nicht nur. Es ging auch um Reiseerinnerungen und Musik. Ellen Rohlfs hat in Israel Givat Haviva auch schon besucht. Ich fand es schön, dass wir in dieser Konstellation zusammen sein konnten. Es wurde schon deutlich, dass nicht alle am Tisch zu jeder Sache die gleichen Ansichten hatten, aber mit einem gemeinsamen Humanismus kann man schon gut zusammen Kirschen essen, bzw. griechisch.

Ellen Rohlfs' Texte

Von Ellen Rohlfs gibt es neben zahlreichen Artikeln, Übersetzungen und Gedichten die beiden Bücher "Die Kinder von Bethlehem. Dokumentation" (mit Muna Hamzeh-Muhaisen, 2000) und: "Sag, Mutter, wie sieht Frieden aus? Nachdenkliches und Frag-Würdiges zum Israel-Palästina-Konflikt" (Dura-Verlag 1993). Beides sind Textsammlungen. Im ersten kommen viele palästinensische Stimmen zu Wort. Sie erzählen von Erinnerungen und vom Alltag. In "Wie sieht Frieden aus?" stehen Texte zur palästinensischen Geschichte und Gegenwart von Ellen Rohlfs und aus Quellen, die sie gesammelt hat. "Wie sieht Frieden aus?" liegt ihr besonders am Herzen. Im Internet findet man einiges über sie. Ein neueres Gedicht von Ellen Rohlfs ist Daniel Barenboim gewidmet:

GEHT ihnen Geigen !

Nehmt ihnen nicht weg das Brot und das Wasser!
Das Land, die Ölbäume, Straßen, Häuser, Schulen und Werkstätten!
Nehmt ihnen nicht weg die Würde, Freiheit, Hoffnung und den Lebensmut,
Doch *nehmt weg* die Checkpoints und Straßensperren
Den scharfen Befehlston, die demütigende Bewegung,
die Undercovereinheiten, die Kollaborateure
die Gefängnislager mit ihren Folterern
die Panzer, Scharfschützen, Hubschrauber, Bulldozer
das Tränengas, den Lärm der Motoren,
das Monstrum der Apartheidmauer.
Nehmt all dies weg! und
Lasst das Verhaften, Zerstören, Verletzen, das gezielte Töten!

Sie nehmen sonst nicht nur Steine in die Hand, sondern Kalaschnikows,

Sie schmuggeln Waffen und basteln Raketen,
verstecken Minen am Straßenrand -
Ja, schnallen sich Sprengstoffgürtel um den Leib
- Haben sie denn noch was zu verlieren
- Außer der Angst vor dem Tod ?
und reißen so Unschuldige mit in den ihrigen.
Wer sind sie? Terroristen, Freiheitskämpfer ?
Wer Wind sät - wird Sturm ernten.
Wer Gewalt sät, wird mit Terror konfrontiert.

Drum: Gebt ihnen Geigen, Trompeten, Celli und Trommeln in die Hand -
Die Würde und Achtung vor dem anderen,
steckt sie mit Begeisterung an,
schenkt ihnen Liebe, Verständnis
und wahren Sinn fürs Leben in lohnender Zukunft.

So wurde aus Ramzi, dem Steinewerfer - Ramzi, der Geiger.
Aus Samir, dem Intifadajungen - Samir, der Architekt.
Aus Majid, dem Frustrierten - Majid, der Arzt.
Aus Nazmi, dem Geschlagenen - Nazmi, der Archäologe.
Aus Mahmud, dem Beraubten - Mahmud, der Dichter.
Aus Sliman, dem Gedemütigten - Sliman, der Maler.
Aus Noah, dem Traumatisierten --- Noah, der Friedenskämpfer.
Aus Ahmed, dem Gefolterten - wird dann hoffentlich ein ganz normaler Familienvater.

Ja, gebt ihnen Geigen in die Hand, den Pinsel, das Buch oder ein Werkzeug,
Gebt zurück die menschliche Würde, Hoffnung und den Augen ein Ziel.
Und natürlich das Brot und das Wasser,
Das Haus, das Land mit seinen Früchten,
Gebt zurück die Ehre dem einzelnen und den Familien,
Die Freiheit und Sicherheit im eigenen Land!

Gebt ihnen Geigen in die Hand! - dann werden sie beweisen,
ihre Gene* sind nicht anders als die ganz normaler Menschen.
Sie werden leben in Frieden mit sich und ihren jüdischen Nachbarn.
Nach Martin Buber , Yeshayahu Leibowitz und Yehudi Menuhin
Wär' es nie anders gewesen.
Doch nun muss der Geist des Versöhnens und Verzeihens wachsen.
Drum, gebt ihnen Geigen in die Hand und Hoffnung ins Herz!

(Ein israelischer General behauptete 2003, die Palästinenser hätten Gene der Gewalt und seien deshalb Terroristen.)*

Ellen Rohlfs wird in der jüdisch-israelischen Öffentlichkeit wahrscheinlich ähnlich wie Uri Avnery eingeschätzt, der das Vorwort von "Wie sieht Frieden aus?" geschrieben hat. Dieser ist ein Phänomen. Zwar hat er scharfe Kritiker,

doch haben seine Taten ihm Respekt auf allen Seiten eingebracht. Kürzlich wurde er 80 und noch immer ist er aktiv wie ein junger Mann, das ist ganz erstaunlich. Er könnte sich zurückziehen, weniger stressvoll leben, aber der Mann bricht alle Rekorde. Nicht in allen Punkten stimme ich ihm zu, er ist für zwei Staaten, ich glaube nicht an die Zwei-Staaten-Lösung, er ist Zionist, ich glaube nicht an den Zionismus, aber seine Mentalität und auch das meiste, was er schreibt, das gefällt mir wohl. Seine Vision ist die Versöhnung der Kinder Abrahams. Da stimmen wir voll überein. Ich sage sogar: Judentum, Christentum und Islam, das ist im Kern dieselbe Sache. Es ist dieselbe Sache.

Ich fragte später jemanden aus dem (so genannten) linken israelischen Spektrum nach Ellen Rohlfs. Ja, die sei wohl bekannt, meinte er. Sie schreibe aber manchmal etwas zu emotional. Die Sache mit der Emotionalität ist bemerkenswert, weil es um die Frage geht, ob Gefühle in der Öffentlichkeit etwas zu suchen haben. Sachlichkeit wird oft gefordert. Nicht immer zu Unrecht, nicht immer zu Recht. Immerhin handelt der gesamte Menschenrechtskatalog letztlich von Emotionen. Kann man jedenfalls so sehen. Ich finde, man darf den Bodenkontakt nicht verlieren, nicht zu abstrakt werden. Diese Gefahr sehe ich bei der "Versachlichung" von Krieg. Die Gegengefahr ist, dass die Emotionalität von journalistischen Texten assoziieren kann, dass es um Unterstützung für bestimmte Gruppen geht, auch wenn es in Wirklichkeit um Unterstützung für die Menschenrechte gehen mag. An Ellen Rohlfs jedenfalls hatte ich auch sachlich gesehen in Oldenburg die besten Erinnerungen.

Auftanken und Nachdenken

(Mittwoch, 19.05.04) Acht Auftritte lagen jetzt hinter uns. Eigentlich neun, wenn man die Generalprobe im Jüdischen Gymnasium mitzählte. Zwei Wochen lang waren wir zusammen unterwegs. Als ich am nächsten Morgen oder Mittag im Hotel aufwachte, war ich ziemlich groggy. Wir verabschiedeten uns jetzt vorerst, das Duo Rubin und ich. Sie fuhren zurück nach Berlin, es waren fünf Tage frei bis zum Auftritt in Köln. Allerdings mussten wir erst einmal nach Hause kommen, und wir hatten zudem am Köln-Tag mittags noch ein Radio-Interview beim Rundfunk Berlin Brandenburg, sodass die freie Zeit zu drei Tagen zusammenschmolz. Am Frühstücksbüffet war ich der Letzte, im Anschluss schnorkelte ich zum nahen Bahnhof herüber. Die Gitarre hatte ich beim Duo Rubin gelassen. Nach Kiel ist es von Oldenburg nicht allzu weit, irgendwann am Nachmittag bin ich dann zu Hause ins Bett gefallen und wollte am Liebsten vier Wochen durchschlafen.

Habe ich aber nicht. Ich ging im Geiste die Erlebnisse durch und nahm mir Sophias Buch wieder vor, "Ich bin als Mensch gekommen", das ich inzwischen fast durchgelesen hatte. Die ganze Zeit über hatte ich es im Rucksack. Wir reisten parallel und zeitverschoben. Während ich im Jahr 2004 mit dem Duo Rubin durch Deutschland zog, an der Peripherie des Nahostkonflikts, reiste sie

im Jahr 2002 mit ihrer Tochter Julia durch Palästina und Israel, im Zentrum des Konflikts. Julia saß im letzten Jahr neben mir bei einer Veranstaltung in Berlin. Sie hatte zwei Hunde dabei, die so groß wie Elefanten waren. Ich musste aufpassen, wenn sie den Kopf drehte, denn sie trug eine mächtige Feder im Haar. Es ist ein Aufsatz von ihr im neuen Buch ihrer Mutter. Dort berichtet sie von einer abenteuerlichen Fahrt in einem palästinensischen Ambulanzwagen.

Ich spürte förmlich den Matsch unter den Füßen der Friedensaktivisten, die durch das besetzte Ramallah zogen, dicht beieinander, auf die Soldaten und Panzer zu. Stellte mir die Gesichter vor wie in einem Film, sah sie in ihren Quartieren auf einem Stuhl stehend ins Handy sprechen, in den unmöglichsten Positionen - wegen des Empfangs. Diese Leute waren nicht gegen Israel, im Gegenteil. Wenn jemand etwas für die Sicherheit des realen Israels tat, dann sie. Die Verfechter der Menschenrechte. Rachel Corrie ist dafür gestorben. Ein Panzer hat sie totgefahren, als sie gegen Gewalt demonstrierte. Ich las später einen Brief ihrer Eltern, die aus den USA nach Israel kamen, um Rachels letzte Stationen nachzuvollziehen. Ihr Brief hat mich tief berührt. Er war ganz ohne Hass und Rachegefühle, er war mitfühlend und konstruktiv. Ich bewunderte Rachel Corries Eltern.

Auch Sophia Deeg ist für mich eine progressive mutige Frau, an der ich mir ein Beispiel nehme. Sie weicht dem Konflikt nicht aus, sondern tut ihr Möglichstes, um das globale Netzwerk für einen gleichberechtigten Frieden zwischen allen Menschen zu unterstützen. Diese Einstellung hat sie auch in dem Fernseh-Interview bei Alfred Biolek gezeigt. Ich freute mich bereits darauf, sie im Oktober während der Frankfurter Buchmesse zu sehen.

Erst einmal die Tournee zu Ende bringen. Köln und Berlin lagen noch vor uns. Beides im größeren Rahmen. Ich war besonders gespannt auf Berlin, auf das Finale. Wie würde es im DaimlerChrysler-Gebäude sein? Ich hatte schon vom Duo Rubin gehört, dass DC sich mächtig ins Zeug legen würde. Für mich war es das erste Mal, an einer derart gesponsorten Veranstaltung teilzunehmen.

Radiotermin in Berlin

(23.05.04) Im Gebäude des Rundfunk Berlin Brandenburg trafen wir Dagmar Schmidt wieder, die Bundestagsabgeordnete, und die Journalistin Gesine Stempel. Wir saßen um einen runden Tisch herum, in einem kleinen Aufnahmerraum. Das Gespräch wurde wenige Stunden später gesendet. Barbara Fuchs, eine Bekannte von mir aus Attac-Kreisen, die auch Öffentlichkeitsarbeit macht, schrieb mir später, sie habe es im Radio gehört. Wir hatten uns vorher kaum abgesprochen, das Duo Rubin und ich, nur kurz über die Grundaussage geredet. Wir waren bereits aufeinander eingespielt und konnten einschätzen, was geschieht. Es muss Raum für Spontaneität bleiben. Mit Dagmar Schmidt haben wir uns gar nicht besprochen, das war

eigentlich alles kein Problem. Ich betone das, weil es nicht selbstverständlich ist. Hier ist das Gespräch im Wortlaut:

**Rundfunk Berlin Brandenburg:
Gespräch mit dem Duo Rubin, Anis und Dagmar Schmidt
über die Benefiztournee "Shalom-Salam" zugunsten von Givat Haviva**

Sendung "Zeitpunkte" am 23.05.2004, 17.05-18.00 h, Redaktion: Birgit Ludwig, Moderation: Gesine Stempel, Technik: Annette Kruschke

Intro-Musik: "Schlittenfahrt" von Jaques Offenbach (Duorubin)

GS: ...und am Mikrofon heute begrüßt Sie Gesine Stempel. Täglich neue erschreckende Meldungen weltweiter Gewalt, täglich neue Meldungen vom Konflikt zwischen Israel und den besetzten palästinensischen Gebieten, und immer wieder Selbstmord- und Mordanschläge in Israel. Die Auseinandersetzungen zwischen israelischen Soldaten und bewaffneten Palästinensern eskalierten in den letzten Tagen im Gazastreifen. Das Thema in den Zeitpunkten heute ist also von trauriger Aktualität. "Shalom-Salam" heißt die Benefiztournee unter der Schirmherrschaft von Johannes Rau, die zur Zeit durch deutsche Städte geht. Eine Benefiztournee zugunsten des jüdisch-arabischen Friedenszentrums Givat Haviva. Wir stellen Ihnen das Duo Rubin vor, das sind Ithay Khen und Gabriella Gonda-Khen, und den Essayisten Anis Hamadeh sowie die Bundestagsabgeordnete Dagmar Schmidt, vier Menschen, die mit den Mitteln der Kunst und der Politik für den Frieden zwischen Juden und Palästinensern arbeiten, gegen Hass und Gewalt, für Völkerverständigung. Kein Krieg dauert ewig, sagen sie, Frieden muss von unten wachsen. Wir investieren in die Zukunft.

(Musikbeitrag: "Schlittenfahrt")

GS: Das war das Duo Rubin mit der "Schlittenfahrt" von Jaques Offenbach, Cello: Ithay Khen, Piano: Gabriella Gonda-Khen. "Wer keine Kraft zum Träumen hat, hat keine Kraft zum Leben", schrieb Ernst Toller, deutscher Dramatiker und Pazifist, der vor genau 65 Jahren im New Yorker Exil gestorben ist. "Shalom-Salam", das hebräische und das arabische Wort für "Frieden", bilden den Titel Ihrer Benefiztournee durch Deutschland. Am 26. Mai wird sie in Berlin enden. Wie kam das Engagement für Givat Haviva, das jüdisch-arabische Friedenszentrum in Israel, über dessen Arbeit wir schon in den "Zeitpunkten" berichtet haben, zu Stande? Und die Frage geht zunächst an das Duo Rubin, an Ithay Khen und Gabriella Gonda-Khen. Ithay Khen ist preisgekrönter israelischer Cellist, Stipendiat des Berliner Philharmonischen Orchesters, und seine Frau Gabriella Gonda ist ebenfalls preisgekrönt und sie ist eben Pianistin. Wie sind Sie also zu diesem Projekt gekommen? Was hat Sie dazu angestoßen, sozusagen?

GGK: 2000 waren wir in Israel zu Besuch. Wir fahren jedes Jahr hin... An diesem Morgen haben wir keine Nachrichten gehört. Wir haben das Radio nicht angemacht und wir fuhren durch ein Tal, das heißt Vadi Ara. Wir haben plötzlich ganz erschreckende Bilder gesehen. Wir haben uns befunden in einer Situation, wo wir - man könnte sagen - lebensgefährliche Angst hatten. Und wir haben zertrümmerte Autos, ausgebrannte Autoreifen, herausgerissene Ampeln gesehen, und es war ein schockierendes Bild. Wenn man in Deutschland lebt und nur die Nachrichten sieht und es nicht an der eigenen Haut erfährt, was es bedeutet, in einer Kriegssituation zu sein, kann man das vielleicht gar nicht so verstehen, wie brennend diese Problematik in Israel ist. Also diese Bilder haben uns so schockiert... Dass selbst die israelischen Araber den Palästinensern (Solidarität) ausgedrückt haben... dass etwas nicht in Ordnung ist. Es muss etwas getan werden. Wir kamen zurück nach Berlin und wir hatten das Gefühl: Was passiert hier? Die Politiker verhandeln und verhandeln, aber die Zivilbevölkerung leidet, auf beiden Seiten. Und wir Künstler, was können wir als Künstler unternehmen, dass wir bei diesem Leid etwas helfen können? In Berlin haben wir eine große Forschung (angestellt), Telefonate, Briefe schreiben, Freunde fragen... Wir haben eine ganze Reihe von Fragen gestellt: Wo gibt es so eine Institution, wo wir helfen können? Unsere Freundin vom Jüdischen Gymnasium, Frau Otterbach, hat uns geholfen. Sie sagte: Es gibt so eine Institution, die heißt Givat Haviva, wo beide Völker die Möglichkeit haben, einander kennen zu lernen, ihre Vorurteile abzubauen, einander riechen und tasten können, und ganz besonders ein Projekt hat uns sehr bewegt: "Kinder lehren Kinder", weil wir selbst einen Sohn haben, Giora, und das hat uns sehr bewegt, dass man bei den Kindern noch sehr viele Vorurteile abbauen kann, bei der Erziehung. Es gibt also eine Zukunft. Und so sind wir zu Givat Haviva gestoßen.

GS: Gabriella Gonda-Khen war das, die Pianistin, sie stammt aus Ungarn, lebt jetzt in Berlin und ist verheiratet mit dem Israeli Ithay Khen. Waren Sie auch gleich dafür, dass unbedingt etwas getan werden muss für die Verständigung dieser beiden Gruppen?

IK: Selbstverständlich. Wir haben das auch gemeinsam gemacht, die ganze Recherche und danach auch den Kontakt zu Anis Hamadeh und zu Givat Haviva. Da waren wir beide gleichermaßen aktiv und auch begeistert von der Idee, dass man doch etwas machen kann.

GS: Wie sind Sie jetzt zu den beiden gestoßen, Anis Hamadeh?

AH: Ithay und Gabriella haben mich über das Internet gefunden, wohl über meine Homepage, weil ich auch sehr aktiv bin und über das Internet auch viele Leute kenne. Ich habe mir das überlegt und gleich gesehen, wenn es für den Frieden und die Kinder ist... und da Ithay auch meine kritischen Texte gelesen hatte zu dem Thema, bin ich dazugekommen. Ich bin sehr glücklich und froh darüber jetzt, weil ich auch im Laufe der Zeit, die wir miteinander verbracht haben, die beiden näher kennen gelernt habe und es sich eigentlich zunehmend herzlich entwickelt hat zwischen uns...

GS: Sie sind ja schon seit dem neunten Mai auf Tour...

AH: Wir sind eine Weile unterwegs, genau. Auf der anderen Seite spüre ich auch eine starke Zerrissenheit manchmal, gerade jetzt in den letzten Tagen sind ja schlimme Sachen passiert in Gaza und in Rafah vor allen Dingen. Vierzig bis fünfzig Tote sagt man, und das erschüttert mich wirklich und ist auch immer präsent.

GS: Erzählen Sie noch etwas zu Ihren Wurzeln, Anis.

AH: Mein Vater stammt aus einem kleinen Dorf in der Nähe von Jenin in der Westbank. Ich selbst bin in Deutschland, in Hamburg, geboren. Meine Mutter ist ursprünglich aus Ostpreußen. Meine Eltern haben sich in Deutschland kennen gelernt und ich habe Islamwissenschaft studiert und mich zunehmend auch als Künstler mit der Problematik beschäftigt. Ich war auch mal Arabischlehrer an der Uni Kiel, jetzt bin ich aber hauptsächlich in diesem Grenzgebiet zwischen Journalismus, Kunst und Politik (tätig).

GS: Vielen Dank erst mal, Anis. Über die Konflikte zwischen Ihnen dreien auf der Bühne möglicherweise, und die Spannungen, die sich daraus ergeben, auch durch die aktuelle politische Situation, über die wollen wir noch reden. Jetzt möchte erst einmal Dagmar Schmidt bitten, sich vorzustellen. Sie ist SPD-Politikerin, sie engagiert sich für Israel, für den Nahen Osten, sie ist Mitglied der Deutsch-Israelischen Gesellschaft, sie ist Vorstandsvorsitzende von Givat Haviva Deutschland und sie ist Sprecherin des Israel-Gesprächskreises ihrer Fraktion. Wie kommt dieses Engagement zu Stande, Frau Schmidt?

DS: Vielleicht war es ein Zufall, vielleicht war es aber auch eine Fügung, ich weiß es nicht. Es sind auf jeden Fall einige Schlüsselerlebnisse, die mich dabei lassen, bei dieser Problematik, bei diesen beiden Ländern, und ich will diese Schlüsselerlebnisse vielleicht benennen: Das erste war, als wir mit dem damaligen Fraktionsvorsitzenden Rudolf Scharping im Gazastreifen ein Gespräch hatten und ein Überlebender von Auschwitz, Max Mannheimer, der heute in Bayern lebt, dort zu den Palästinensern gesagt hat: Ich wünsche Ihnen alle Freiheit, die Sie sich wünschen, und Sie dürfen mir glauben: ich weiß, was Freiheit ist. Und da lief mir ein kalter Schauer über den Rücken. Es war sowieso so eine nachhaltige Reise, weil wir zwei Tage, bevor Rabin ermordet wurde, Gespräche mit ihm hatten und ich dann zwei Tage später in Deutschland über diesen schrecklichen Mord gehört habe. Und Fakt ist, ich war danach Wahlbeobachterin im Gazastreifen, in Khan Yunis, und ich habe die Palästinenser als Menschen erlebt, die wirklich mit einer großen Vorfreude auf "Jetzt gehts los" und "Jetzt wird es etwas mit dem Staat" gewählt haben, mit einer Würde sich in Schlangen angestellt und gewartet haben, bis sie endlich das Kreuzchen machen konnten... Und ich möchte gerne mich ganz dafür einsetzen, dass diese Verständigung von Mensch zu Mensch auch zu Stande kommt in solchen Zeiten, wo Gespräche scheinbar nicht mehr möglich sind.

GS: Nun sind Sie ja auch Vorstandsvorsitzende von Givat Haviva in Deutschland. Erzählen Sie doch bitte ganz kurz, was das für ein Zentrum ist. Also jetzt nicht über einzelne Projekte, sondern über Givat Haviva an sich.

DS: Kurz ist es fast gar nicht möglich, aber das Zentrum hat sich neben dem Geschichtsbewusstsein und der Aufarbeitung jüdischen Widerstands als aus der Kibbuzbewegung erwachsen, einen Namen gegeben, nämlich den Namen "Givat Haviva", was so viel heißt wie "Hügel der Haviva". Haviva ist ein Frauenname, und diese Frau, Haviva Reik, ist eine Widerstandskämpferin gewesen, die sich vor den feindlichen Linien mit einem Fallschirm hat abwerfen lassen und versucht hat, damit die Partisanenkämpfer zu unterstützen. Sie ist später geschnappt worden, umgekommen, ermordet worden von den Nazis. Zum Gedenken an diese mutige, tolle Frau, hat dieses Zentrum sich den Namen gegeben. Sie arbeiten aber heute in erster Linie dafür, dass es zur Verständigung zwischen den beiden Ethnien kommt.

Musikbeitrag: arabisches Lied "Ya 'Uud" von Amal Murkus

GS: Das war Amal Murkus, die über die Ud gesungen hat. Amal Murkus arbeitet mit palästinensischen und israelischen Musikern zusammen in Israel. Meine Studiogäste hier sind das Duo Rubin, Ithay Khen, preisgekrönter israelischer Cellist und Stipendiat - habe ich ja bereits gesagt - des Berliner Philharmonischen Orchesters, sowie Gabriella Gonda-Khen, Dagmar Schmidt von der SPD und Anis Hamadeh. Und Anis, Sie würde ich gerne fragen, Sie sind ja hier in Ihrer Eigenschaft als Essayist, als

Lyriker, als Islamwissenschaftler, geboren in Deutschland, Mutter ist ursprünglich Ostpreußin, Vater ist aus dem Westjordanland... Sie würde ich fragen wollen: Was ist eine Ud, die eben Amal Murkus besungen hat?

AH: Die Ud ist ein altes arabisches Lauteninstrument, und das Wort "Laute" kommt vom arabischen "al-Ud", das "L" wurde dann mit in das neue deutsche Wort genommen, also ein Vorläufer der Gitarre eigentlich, mit dem typischen Melonenbauch und sie ist sehr beliebt im Orient, nicht nur bei arabischen Kulturen, sondern auch im Orient ganz allgemein.

GS: Nun sprechen wir über das Projekt, bei dem Sie gerade mittendrin sind, die Benefiztournee für Givat Haviva, "Shalom-Salam", und ich würde gerne wissen, was auf der Konzertbühne passiert, wenn Sie auftreten. Was machen Sie zum Beispiel? Also, ich meine, Musik ist international - wir alle denken, wir verstehen Musik -, bei Worten ist es schon etwas schwieriger.

AH: Stimmt, aber es ist auch eigentlich eine gute Verbindung, wenn man auf der einen Seite etwas ohne Worte hat, was sehr viel Gefühl rüberbringt, und auf der anderen Seite dann auch noch Wortbeiträge, die das Ganze auf einer anderen Ebene noch einmal zeigen. Ich lese aus verschiedenen Büchern, aus zwei Büchern, zweieinhalb vielleicht, einmal aus meinem Lyrikband "Loving Jay. Eine zeitlose Geschichte", daraus lese ich einige Stücke, die zum Teil auch vom Duo Rubin musikalisch untermalt werden, und ich lese auch noch aus dem Buch "Wir wollen beide hier leben. Eine schwierige Freundschaft in Jerusalem" von Sylke Tempel herausgegeben, von Odelia Ainbinder und Amal Rifai, im Rowohlt Berlin Verlag letztes Jahr herausgekommen, Dialoge zwischen einer Israelin und einer Palästinenserin.

GS: Können Sie uns etwas vorlesen?

AH: Ich würde gerne ein ganz kleines Gedicht aus "Loving Jay" vielleicht vortragen, das radiomäßig besser rüberkommt als ein längerer Text, möchte aber noch kurz vorher erwähnen, dass ich auch zum Schluss eins meines Lieder spiele mit Ithay zusammen, der mich dann am Cello begleitet, ich spiele dann Gitarre, weil ich auch Songwriter bin. Und das kurze Gedicht, das ich habe, was eigentlich immer ganz gut auf der Bühne ankommt, heißt: "Arten der Liebe". Das ist ein Dreizeiler und der geht so: "Herrschen will die menschliche Liebe. Heilen will die göttliche Liebe. Könige sind wir, mit Flügeln aus Staub."

GS: Wie merken Sie, ob etwas gut ankommt, wenn Sie auf der Bühne stehen? Was kommt rüber vom Publikum?

AH: Man spürt es eigentlich, man braucht gar nicht mal immer den Beifall, sondern es ist schon eine Verbindung da mit dem Publikum. Wir hatten zum Teil in Leipzig und auch an anderer Stelle sogar Standing Ovationen, zum Schluss, in anderen Fällen, in Oldenburg beispielsweise, waren die Leute etwas schwerfällig. Man merkte, da war eine Distanz da. Aber allgemein bekommen wir sehr gutes Feedback, sowohl, dass wir es spüren, als auch, dass es uns hinterher gesagt wird. Da sind sehr viele Herzlichkeiten und sehr viele freundliche Gesichter, die uns da anblicken.

GGK: Ich möchte noch hinzufügen, unser Gefühl zeigt, dass das eigentlich ein Thema ist, das jeden Menschen sehr interessiert, nur jemand muss die Initiative in die Hand nehmen und anfangen. Bei jedem Publikum, egal ob es Ältere oder Jugendliche waren, hatten wir sehr viel Engagement gespürt, dass wir ihnen einen Weg gezeigt haben. Und sie versuchen jetzt, sich darüber Gedanken zu machen, wie sie jetzt selbst weiter bei dieser Sache helfen können. Und auch dadurch, dass sie nach dem Konzert aufgestanden sind... das ganze Publikum, das war natürlich für uns Künstler ein unglaublich berührender und sehr aufregender Moment... wo wir sehen, das Publikum steht auf, klatscht, und das ist nicht nur für unsere Kunst, sondern für die ganze Menschlichkeit. Das ist etwas Wunderschönes.

GS: Also Sie sagen, da kommt eine Friedenssehnsucht zum Ausdruck, der Sie Flügel verleihen, etwa wie in dem Gedicht von Anis Hamadeh?

GGK: Ja, richtig. Genau.

GS: Welche Musik spielen Sie? Spielen Sie ausschließlich klassische Musik?

IK: Nein, in der ersten Hälfte spielen wir auch ein Stück von einem arabischen Komponisten, von Alberto Hemsí, "Meditation", und noch zwei Lieder ohne Worte von Paul Ben Chaim, der ist israelischer Komponist, und das ist, um zu symbolisieren, wie ähnlich die Musik von den beiden Seiten ist, von der arabischen und von der israelischen, um also etwas von der Stimmung von Außen hereinzubringen, wobei wir aber nicht lang dort bleiben.

GS: Hören wir uns diese Musik doch mal an...

Musikbeitrag: "Sephadarische Melodie" von Paul Ben Chaim

GS: Was war das für ein Titel?

IK: Das war die "Sephadarische Melodie" von Paul Ben Chaim, israelischer Komponist, und das spielen wir auch in unserem Programm, aber wie gesagt: Wir spielen nicht nur arabische und israelische Kompositionen, sondern in der zweiten Hälfte spielen wir überwiegend klassische Werke. Was wir präsentieren wollten, (war,) dass es möglich ist, dass israelische und palästinensische Künstler auf der Bühne etwas zusammen machen, und es muss nicht unbedingt nur mit der Schwerfälligkeit des Nahostkonflikts verbunden sein. Es können auch einfach Highlights der

klassischen Musik sein oder die wunderschönen Gedichte, die Lyrik von Anis Hamadeh sein, oder sonstiges.

GS: Möchte jemand etwas ergänzen?

GGK: Wir spielen klassische Highlights, und das ist für ein breiteres Publikum gedacht, wir haben auch kleine Eintrittspreise für dieses Konzert genommen, weil wir möchten, dass sehr viele Leute kommen zu dem Konzert in Berlin. Die klassischen Stücke sind für viele Menschen gedacht, die nicht unbedingt jeden Tag klassische Musik hören, zum Beispiel Paganini oder Monti: Csardas, oder Piazzolla: Der Große Tango...

GS: Aber eben auch arabische und israelische Komponisten. Das ist eine Musik, die fesseln soll, die zum Zuhören und zum Nachdenken bewegen soll, und sie soll dazu bewegen, Geld zu spenden, also eine Eintrittskarte zu kaufen, und dieses Geld ist an ein bestimmtes Projekt gebunden, das ist der Reinerlös der Konzerte, die Sie jetzt machen, an Givat Haviva und die Projekte, die dort entstehen oder schon entstanden sind und weitergeführt werden sollen. Und deswegen möchte ich jetzt Dagmar Schmidt fragen, was für Projekte das sind. Dagmar Schmidt als Vorsitzende von Givat Haviva Deutschland, SPD-Bundestagsabgeordnete:

DS: Ja schönen Dank. Erst einmal möchte ich wirklich auch diesen jungen Leuten dafür danken, dass sie dieses Engagement aufbringen, und dass gerade Gabriella so resolut diesen Gedanken vorangetrieben hat und trotz vieler Schwierigkeiten am Ball geblieben ist und das durchzieht. Wir haben einen Sponsor gefunden, also, sie selber haben den gefunden...

GGK: Genau. Wenn ich ein ganz kurzes Wort noch an unseren Sponsor sagen darf, das muss hier sein, weil wir haben natürlich auch viele Absagen bekommen, als wir Sponsoren gesucht haben. Aber DaimlerChrysler Services... und ganz besonders geht unser Dank an unseren Mentor Schlomo Ben Hur, der richtig, hundertprozentig, oder tausendprozentig hinter der Sache stand und sagte: Mit eurer Kunst könnt ihr so viele Menschen bewegen. Und ich stehe so sehr zu diesem Frieden zwischen den beiden Völkern, dass ich (euer Projekt) unterstütze. Er hat uns ermöglicht, dass diese Tournee überhaupt stattfinden kann und noch mal vielen Dank an ihn.

GS: Das ist immer wichtig, Freunde zu haben, die Geld geben, die unterstützen, also Mäzenatentum, was heutzutage Sponsoring heißt, ist sehr sehr wichtig. Und Givat Haviva lebt eben auch von Mäzenatentum, von Sponsoring, und deswegen ist auch Dagmar Schmidt hier in dieser Runde so wichtig, weil sie als Politikerin etwas bewegen kann.

DS: Givat Haviva lebt leider fast ausschließlich davon, und deshalb ist es gerade in diesen Zeiten wichtig, dass Menschen nicht resignieren, sondern dass sie vielleicht über den Eintrittspreis hinaus auch etwas an Spenden dalassen. Einmal, damit diese tolle Idee unterstützt wird - wir hoffen, dass wir auch noch weitere Konzerte zu Stande kriegen, das heißt, wir suchen auch noch Sponsoren für weitere Konzerte, eine weitere Reihe... Denn diese Projekte sind immens wichtig. Gerade dieses "Kinder lehren Kinder". Jeder weiß, dass die frühkindliche Sozialisation die wichtigste ist, und ich würde dieses Projekt "Kinder lehren Kinder" eigentlich schon umtaufen mögen. Diese Kinder, die sich gegenseitig etwas beigebracht haben, die sollten jetzt mal langsam Erwachsene lehren.

GS: Was passiert in "Kinder lehren Kinder"? Erzählen Sie mehr über das Projekt, über diese Begegnungsstätte Givat Haviva. Das ist ein Zentrum in der Scharon-Gegend, in ...(?) ... zwischen Haifa und Tel Aviv, ziemlich nah an der Grenze.

DS: Ja, wir haben selber einmal bei einem kurzen Besuch Kinder getroffen... Es ist ja sonst kaum möglich, dass arabische Israelis und jüdische Israelis jeweils in die anderen Familien gehen. Man lebt sein Leben, aber getrennt. Und hier in diesem Begegnungszentrum kommen die Kinder zusammen. Sie erfahren, dass sie die gleichen Sorgen haben, sich über die gleichen Dinge ärgern. Daraus ist des weiteren erwachsen ein Zeitungsprojekt von jungen Leuten. Sie arbeiten im künstlerischen Bereich, sie arbeiten auf vielen Gebieten zusammen und merken: Wir sind uns doch gar nicht so fremd, sondern wir haben in sehr vielen menschlichen Begegnungen doch die gleichen Anlässe, uns zu ärgern, die gleichen Anlässe, uns zu freuen, und Kinder kriegen das viel eher gebacken als Erwachsene.

GS: "Kinder lehren Kinder", ist das so ein Oberbegriff oder ist das ein ganz bestimmtes Projekt?

DS: Es sind immer wieder neue Projekte, wo immer wieder Kinder zusammengebracht werden, Schulklassen, manchmal auch freiwillig nachmittags, zum Wochenende... Jugendlidere, also schon etwas ältere Kinder....

GS: Wir haben in den Zeitpunkten einmal berichtet über ein Projekt von Givat Haviva, das hieß "Mit den Augen des anderen". Da bekam jedes Kind eine Kamera in die Hand und es wurde ihnen auch gezeigt, falls sie es noch nicht gewusst haben, wie mit einer Kamera gearbeitet wird. So etwas kostet natürlich auch Geld. Sind solche Projekte weiterhin gefragt? Das war ziemlich irre: Da gehen die in das Haus des anderen und machen die Kühlschrankschür auf und fotografieren den Inhalt des Kühlschranks, sie gehen ins Badezimmer, sie gehen ins Wohnzimmer, sie kucken, was es für Süßigkeiten da gibt... Aber so etwas muss man bezahlen können, solche Kameras und solche Initiativen.

DS: Man ist mit der Kamera genauso neugierig, wie man ohne die Kamera wäre, aber die Kamera bietet so einen gewissen Schutz. Man ist nicht so direkt der Voyeur und beobachtet und schaut und hat den Abstand. Und hinterher wird ja über die Bilder geredet. Und man merkt dann plötzlich: Aha, kuck mal an, der andere hat doch ein Interesse an mir, denn er hat genau das und das fotografiert, warum denn wohl? Man redet darüber. Man baut Klischee-Vorstellungen ab. Gerade diese Projekte haben mich sehr beeindruckt, auch als wir die Fotoausstellung mal vor Ort gesehen haben. Inzwischen gibt es eine Wanderausstellung auch in Deutschland, die durch verschiedene Städte reist... Dieser Versuch, Menschen über dieses Medium Fotografie dazu zu kriegen, auch über das Gesehene zu reden und die Hemmungen zu verlieren, auch mal genau hinzukucken, das ist mit der Kamera gelungen. Und Kinder haben plötzlich dann die Möglichkeit - oder Jugendliche waren es auch -, gerade diese Typisierungen abzubauen: Israelis sind nicht immer die Soldaten mit der Uzi, und Palästinenser sind nicht immer die Terroristen mit dem Bombengürtel um den Bauch, sondern hier gibt es tatsächlich doch bei Jugendlichen auch Parallelen in der Empfindung, im Leben, und Neugierde, jeweils von dem anderen mehr zu wissen.

GS: Nun ist es eine Sache, Vorurteile hier abzubauen und auf Givat Haviva hinzuweisen und eine andere Sache, das in dem Land selbst zu machen, in Israel. Wie schwer ist das?

DS: Das wird zunehmend schwieriger, weil auch das, was an staatlicher Unterstützung seitens der staatlichen Einrichtungen kam, das ist fast weggefallen. Auch gibt es immer wieder ein Auf und Ab. Es gibt immer wieder Höhen und Tiefen in der Arbeit von Givat Haviva, und trotz alledem, trotz dieser Tiefen auch, wo man sich gar nicht mehr treffen mag, wo man sagt: Es ist sowieso eigentlich alles zwecklos, weil, gerade wenn man jetzt die aktuellen Nachrichten hört, dann könnte es sein, dass Menschen ja wieder eher resignieren. Aber dass hier wie ein Stehaufmännchen Leute immer wieder bereit sind zu sagen: Und jetzt erst recht, und: Wir müssen weitermachen an diesem Thema. Wir sind diejenigen, die den Durchblick haben, wie man wirklich langfristig, dauerhaft etwas verändern kann, indem man bei den Menschen ansetzt, indem man den Dialog fördert, indem man Treffen fördert, und nicht Abkapselung und Abschottung und keine Treffen und Sprachlosigkeit.

GS: Neben Ihnen, also neben Dagmar Schmidt, sitzt Anis Hamadeh, und ich sehe ihn so an, und er kuckt halb skeptisch, halb warmherzig liebevoll zunickend. Was ist das für ein Zwiespalt, den ich in Ihnen da wahrnehme?

AH: Sie fragten ja vorhin selbst: Wie ist das in Israel/Palästina selbst mit dem Friedenswillen oder den Möglichkeiten. Und da habe ich natürlich auch nachgedacht, was ich dazu denke... Ich denke auch, dass... letztlich hat kein Krieg ewig gedauert, und es wird irgendwann Frieden geben, und wir müssen solche Muster schaffen, um zu zeigen, es gibt diese Arten von Zusammenarbeiten, weil irgendwann kommt es. Aber auf der anderen Seite bin ich eben auch mit betroffen, weil ich auch Verwandte dort habe und mich auch stark damit beschäftige... und sehe eben auch, dass die aktuelle politische Lage schon nicht gerade schön ist, um den Dialog zu fördern.

GS: Wir reden gleich weiter. Wie können wir die Schwierigkeiten überwinden? Wie können wir zum Frieden finden? Wie können wir in die Zukunft investieren durch unsere Arbeit, durch unser Engagement? Wir hören jetzt erst einmal Timna Brauer mit "We shall Overcome", wo sie sehr schön dieses Friedenslied "We shall Overcome" mixt mit John Lennon, und wir hören eine Live-Aufnahme mit ihrem Chor "Voices for Peace" live aus Wien 1999.

Musikbeitrag: "We shall Overcome" von Timna Brauer

GS: Das war Timna Brauer mit ihrem Live-Auftritt in Wien, "Voices for Peace", 1999. Wir reden hier über das Benefizkonzert "Shalom-Salam". Drei Künstler sehr unterschiedlicher Herkunft stehen auf der Bühne und singen und rezitieren für Givat Haviva, das Friedenszentrum in Israel, Künstler sehr unterschiedlicher Herkunft - habe ich schon gesagt - Ungarn, Israel, Deutschland, und deutsch-palästinensischer Hintergrund. Drei Künstler auf einer Konzertbühne... Wie bringen Sie denn überhaupt Givat Haviva dem Publikum nahe?

IK: Unser Programm fängt mit einem Dokumentations-Filmausschnitt von Givat Haviva an, "Mit den Augen des Anderen", und dort zeigt man auch das Projekt mit den Kameras. Ich finde, es ist schon sehr interessant zu sehen, wie sie eine arabische Familie besuchen, und dann auch eine israelische Familie... Und dann durch die Reden. Es gibt verschiedene Reden...

GS: Wer redet?

IK: In Berlin wird zum Beispiel Frau Dagmar Schmidt - hoffe ich - reden und auch etwas über die Projekte erzählen können, über unsere gemeinsamen Ziele...

GGK: Und Bürgermeister und Oberbürgermeister und stellvertretende Bürgermeister, während der ganzen Tournee, und wir haben immer ein Wort gefunden für Givat Haviva...

IK: Unter anderem...

GS: Habe ich jetzt nicht verstanden. Was für ein Wort haben Sie gefunden für Givat Haviva?

IK: Natürlich lobende Worte. (lacht)

GS: Ach so, also Sie haben wirklich Interesse wecken können, dass die Leute jetzt wissen: Aha, da gibt es dieses Zentrum, da können wir uns nützlich machen... entweder durch Geld oder durch Einsatz.

GGK: Genau. Und es gibt auch einen Infostand während der Pause oder nach dem Konzert und jeder kann sich noch mal informieren, und auf unserem Flyer stehen auch noch mal ein paar Wörter über Givat Haviva.

GS: Und stehen Sie dann da und geben auch Auskunft oder sind Sie dann in den Kulissen verschwunden?

IK: In der Pause sind wir präsent. Jeder kann zu uns auch kommen und mit uns reden. Normalerweise im klassischen Konzert zieht man sich zurück und übt noch ein paar Stellen und man konzentriert sich, aber ich denke, dass es in diesem Konzert auch sehr wichtig ist, den direkten Kontakt mit dem Publikum (zu haben). Und wenn jemand irgendwelche Fragen hat, dann sollte er dazu auch die passende Antwort finden.

GS: Anis Hamadeh, der deutsch-palästinensische Essayist, der Islamwissenschaftler, hat an einer Stelle mal gesagt: "Wir haben unterschiedliche Geschichtsbücher". Was unterscheidet Ihr Geschichtsbuch, Anis Hamadeh, zum Beispiel von dem Geschichtsbuch von Ithay Khen, dem Israeli?

AH: Ja, also, ohne jetzt zu sehr in die Details zu gehen, kann man sagen, dass es zwei... (lacht) ja Du möchtest das auch nicht Ithay...

IK: Nee, nicht unbedingt...

AH: Also es gibt einige Punkte, in denen wir einfach unterschiedlicher Ansicht sind, das ist auch nicht unbedingt auf Israel beschränkt oder Palästina, sondern hat zum Teil damit zu tun, welches Verhältnis wir zum Staat haben, und auch, was wir denken, was ein Staat darf und was nicht. Das ist sicherlich so einer der Punkte. Es geht aber auch um die Gründung Israels, und zum Beispiel das Thema der Vertreibungen, wo wir auch nicht so ganz einer Meinung sind. Wobei wir da aber auch in einem Prozess sind und uns beide informieren. Auch bin ich kein Politologe in dem Sinne, möchte ich auch nicht sein, ich betrachte die Gesellschaften eigentlich eher, als dass ich die Parteien oder parteipolitische Details betrachte. Es gibt so einige Punkte, aber es ist ein Prozess, und wir sprechen schon öfter darüber und das geht auch nicht ohne...

GS: Ich habe jetzt so ganz die Konflikte noch nicht verstanden. Sie wollen einen umschiffen, nämlich den der Gründung des Staates Israels, wie es dazu gekommen ist und was es für die Palästinenser bedeutet hat, für die arabische Bevölkerung dort. Darüber wollen Sie jetzt nicht reden. Gibt es aber aktuelle Probleme zum Beispiel?

IK: Es ist ein breites Thema und das Problem, was Anis vorhin gemeint hat - nehme ich an - das ist: Es wird anders erzählt und es gibt Details, die verkleinert werden oder verschwiegen werden, auf beiden Seiten, und es gibt andere Teile, die vergrößert werden, und darüber haben wir sehr große Diskussionen auch miteinander. Wir diskutieren oft. Wir reisen sehr viel zusammen, da haben wir auch Zeit dazu. Aber dazu können wir wirklich jetzt nicht detaillierter kommen, weil das dauert zu lange.

GGK: Wir haben uns entschieden: wenn wir immer wieder nur in der Vergangenheit wühlen und versuchen, Recht zu geben: Du hast Recht oder ich habe Recht.... davon wird die Situation nicht besser. Und deswegen haben wir gesagt: Wir sind Künstler, unser Kommunikationsmittel ist die Kunst, und was wir verbessern können, das eigentlich... also die Zukunft, wir blicken in die Zukunft und nicht in die Vergangenheit, sondern wir stellen uns die Frage: Was können wir für die Zukunft machen? Und Politik ist nicht unser Territorium sozusagen... natürlich, ich genieße das immer wieder, diese Diskussionen zwischen den beiden Jungs, wenn wir im Auto sitzen, aber ich bin sehr berührt auf der Bühne, wenn ich die zwei sehe - sie symbolisieren für mich die zwei Völker - und die große Einheit und die Harmonie, die sie dann zusammen auf der Bühne ausstrahlen... und ich denke immer: Es ist möglich. Wenn man viel Zeit miteinander verbringt und bereit ist, auch zuzuhören, was der andere sagt, und bereit ist, (sich) auch zu verbessern oder zu sagen: Versuchen wir jetzt, "das Vergessen zu vergessen", von Anis, dann haben wir überhaupt Hoffnung für die Zukunft.

GS: Es ist ja bemerkenswert, dass von allen drei Künstlern, die hier sind, nur eine nicht deutsche Wurzeln hat, und das ist Gabriella, die nämlich Ungarin ist und mit einem Israeli verheiratet ist und jetzt hier in Deutschland lebt. Alle anderen hier haben deutsche Wurzeln. Wie ist das, wenn Sie Ihren Freunden von Ihrem Engagement erzählen, zum Beispiel Ithay, wie ist das, wenn Sie in Israel erzählen, was Sie hier machen? Stoßen Sie dann hundertprozentig auf Zustimmung?

IK: Zustimmung schon. Aber die Reaktion ist typisch israelisch: Man fragt mich, ob es nicht gefährlich ist, so etwas zu machen. Man denkt sofort an die Sicherheit, an möglichen Terror... ich weiß nicht was... dass uns etwas passieren könnte. Das ist Gott sei Dank aber nicht der Fall. Wir fühlen diese Gefahr überhaupt nicht.

GGK: Wir denken gar nicht nach über die Gefahr, weil für uns gibt es keine Gefahr. Wir setzen uns ein für eine humanitäre Sache, und das hat nichts mit Politik zu tun...

GS: Und für Sie ist es gefährlich, sich nicht dafür einzusetzen, gefährlich für die Zukunft der Kinder. Sie haben ja auch einen Sohn.

GGK: Richtig. Genau.

AH: Ich finde auch, es ist auch eine Frage der Verantwortung, wenn man etwas tun kann und etwas weiß, dann sollte man es tun. Ich habe von meiner Seite aus sehr viel Zustimmung erfahren. Meine Eltern sind in Bocholt beim Konzert mit dabei gewesen, waren sehr begeistert, auch aus der Internetgemeinde bekomme ich sehr viele schöne nette Zuschriften, auch Kritik zum Teil von Palästinensern, die sagen: Ja, dann machst du da etwas für die Israelis und so, wo es dann auch manchmal auch zu Streitigkeiten - in positivem Sinne -, zu Dialogen kommt. Das finde ich sehr konstruktiv. Gleichzeitig muss ich aber auch sagen, habe ich sehr viel Tagebuch geschrieben in dieser Zeit, die sehr ereignisreich gewesen ist, und das brauche ich auch, weil ich doch merke, ich kann mit solchen Konzerten oder auch solchen Gesprächen wie hier schon viel erreichen, aber da fehlt immer noch sehr viel. Also gerade jetzt die Themen, die wir zum Schluss angesprochen haben: Das offizielle Israel und die israelische Gesellschaft zum Beispiel als so ein Problemfall. Und ich schreibe über alle diese Dinge. Und ich muss noch mal mit Ithay und Gabriella darüber sprechen, in welcher Form ich das dann zugänglich mache. Aber ich möchte, dass die Diskussion weitergeht und dass die Kunst nicht das einzige bleibt.

GS: Die Kunst soll nicht das einzige bleiben. Schwebt Ihnen schon etwas vor, was nach dieser Benefiztour, die ja am 26sten in Berlin enden wird, was dann passiert? Sie haben so etwas angedeutet... Also es wird ja nicht die Gründung einer Partei sein.

AH: Nein.

IK: Also ich denke, erst einmal sollten wir diese Tournee bis zum Ende meistern und hoffentlich bringt es auch etwas für Givat Haviva. Ich denke, das ist schon der Fall. Und danach planen wir eventuell noch eine zweite Runde, mit dieser Tournee, eventuell auch in anderen Ländern.

GS: In welcher Form kann denn die Politik das Engagement für Givat Haviva, das Engagement für den Frieden zwischen dem jüdischen Volk und dem palästinensischen Volk unterstützen, Dagmar Schmidt? Also über eine Rede zum Konzert am 26sten hinaus.

DS: Politik kann bei knappen Haushalten sicherlich nicht mehr viel über die Finanzen machen...

GS: Tatsächlich nicht?

DS: ...Das heißt, wir können überall vermerken, dass da, wo von den Ländern Unterstützung kam für Givat Haviva, Nordrhein-Westfalen, Hessen, Niedersachsen, dass da die Kassen eben leerer werden und nichts mehr kommt, bzw. weniger. Das heißt, wir sind darauf angewiesen, dass engagierte Zivilpersonen, Vereine, Unternehmen, diese Sache unterstützen. Was kann ein Unternehmen für den Frieden tun? Es kann diese Sache, Givat Haviva, unterstützen. Dass es bekannter wird. Und ein ganz toller Unterstützer bekommt ja auch den Friedenspreis, das ist der Herr Barenboim, der bekommt den Friedenspreis von Givat Haviva... und ich weiß nur, dass dadurch auch der Name dieser Einrichtung bekannter wird und Menschen mehr Zutrauen kriegen. Und die wissen: Das Geld kommt an. Das geht nicht irgendwo verschütt oder versickert, oder dass davon ein teurer Vorstand bezahlt wird... Alle machen das ehrenamtlich und verzichten auf tolle Gagen in diesem Fall. Und das Geld kommt an und wird direkt vor Ort eingesetzt. Das ist das Gute daran. Und ich glaube, was auch ganz toll ist, wenn nicht nur von diesem Konzert berichtet wird, sondern wenn man hinterher weiß: dass, was hier individuell im Kleinen passiert, das ist im Großen auch möglich. Man kann Geschichte aufarbeiten, man kann... Jedes Handeln, jeder Dialog ist irgendwo politisch, und wenn man merkt, dass das hier geht und man sich weiterentwickelt und Vorurteile abbaut, dann müsste das im Großen auch möglich sein. Das ist das, was neben dem Effekt, Givat Haviva bekannter zu machen, Geld einzuspielen, ganz sicherlich ein wichtiger, wertvoller Aspekt ist.

GS: Givat Haviva und der Konflikt zwischen dem jüdischen und dem palästinensischen Volk hat ja auch sehr viel zu tun mit der deutschen Geschichte, mit der Vergangenheit. Kommen denn schon manchmal Leute nach dem Konzert zu Ihnen und sagen: Ich habe aufgrund Ihrer Musik oder der Ruhe, die Sie mir vermittelt haben oder des Engagements plötzlich begriffen, dass ich mehr tun muss und fängt an, über die Vergangenheit der Eltern, der Großeltern zu erzählen? Erfahren Sie etwas von Ihrem Publikum, auch in dieser Hinsicht, oder nie?

IK: Nicht so viel.

(GGK: Nein)

AH: Eigentlich doch...tschuldigung aber... Also ich habe doch den Eindruck, wenn man das mal zusammenrechnet, dass... Ich habe sehr viel gehört eigentlich... Sowohl direkt, dass Leute nach dem Konzert gekommen sind und... vielleicht jetzt nicht gerade, dass sie dann...

GS: Also sie sagen nicht: Opa war ein Nazi, aber ...

AH: Ja, vielleicht jetzt nicht unbedingt, dass sie ausflippen, aber dass Leute angeregt werden und anfangen zu erzählen von ihren eigenen Sachen und was sie so machen, das ist schon sehr häufig.

IK: Aber das gibt es auch im Alltag, das ist nicht besonders, bezogen auf unsere Tournee.

AH: Auch zum Beispiel die Tatsache, dass wir öfter mal vor der Veranstaltung von Bürgermeisterseite eingeladen worden sind, das fand ich eigentlich ein sehr schönes Zeichen auch, dass die Politik sagt: Ja, nee, wir interessieren uns da wohl auch für und wollen da was drüber wissen, das fand ich eigentlich schon auch sehr erfreulich.

Zustimmung von Ithay und Gabriella

GS: Die Zeitpunkte gehen zuende. Mir bleibt jetzt nur noch übrig, auf das Abschlusskonzert hinzuweisen, das Abschlusskonzert von "Shalom-Salam", der Benefiztournee. Es findet statt in Berlin, am 26. Mai, bei Daimler Chrysler in der Eichhornstraße Nummer 3 am Potsdamer Platz. Beginn ist 19 Uhr. Der 26.05. ist der Mittwoch. Es ist, wie gesagt, eine Benefizveranstaltung, deswegen wollen wir jetzt hier keine Freikarten verschenken. Eine Karte kostet 15 Euro und für Kinder und Jugendliche kostet sie weniger. Aber man natürlich auch mehr Geld geben, also 15 Euro wäre schon ganz prima.

Musikbeitrag

GS: Das waren die Zeitpunkte vom 23. Mai 2004, Redakteurin was Birgit Ludwig, die auch die Musik zusammenstellte. Technik Annette Kruschke, Moderation Gesine Stempel. Mehr Musik vom Duo Rubin finden Sie auf der CD "On Tour" und ich empfehle Ihnen die Homepage von Anis Hamadeh, www.anis-online.de. Und ich bedanke mich noch einmal ganz herzlich bei meinen Studiogästen, vielen Dank, dass Sie mitten in der Tournee zu uns ins Studio gekommen sind. Danke, auf Wiedersehen, viel Erfolg, und Sie kennen ja das Sprichwort: "A bissel und a bissel gibt a volle Schüssel". Das ist ein jiddisches Sprichwort, was mir sehr gut gefällt. Tausend Dank, viel Erfolg.

AH/IK/GGK: Ihnen auch.

Wir standen nach der Aufzeichnung noch eine Weile zu viert vor dem Rundfunk-Gebäude, so lange Dagmar Schmidt auf ihr Taxi wartete. In Gedanken war ich noch bei der Einleitung von Gesine Stempel. "Täglich neue Meldungen vom Konflikt zwischen Israel und den besetzten palästinensischen Gebieten, und immer wieder Selbstmord- und Mordanschläge in Israel. Die Auseinandersetzungen zwischen israelischen Soldaten und bewaffneten Palästinensern eskalierten in den letzten Tagen im Gazastreifen." War es so? Was war mit den Auseinandersetzungen zwischen israelischen Soldaten und der palästinensischen Zivilbevölkerung? Was war mit den Siedlern? Mit den Dingen, über die zum Beispiel Sophia Deeg in ihrem Buch berichtet. Auch hatte es, so weit ich mich erinnern konnte, aktuell keine Selbstmord- und Mordanschläge von palästinensischer Seite gegeben, obwohl die israelische Politik, etwa in Gaza, überaus gewalttätig gewesen ist.

Im Interview sprach ich das nicht an, es hätte zu Grundsatzdiskussionen geführt, die den Rahmen einer solchen kulturellen Sendung sprengten. Damit hätten wir nichts Konstruktives erreicht. Vielleicht gegen Ende, wo Gesine noch einmal nachgehakt hat. Sie wollte unsere Meinung ja hören. Ich fühlte mich aber zudem Tagesform-abhängig rhetorisch nicht sicher genug. Positiv überrascht war ich insofern, als Gesine Stempel richtig zugehört hatte, auch mir zugehört hatte, mit einer Aufmerksamkeit, die nicht oberflächlich war.

Im Auto nach Köln schlug ich mir plötzlich lachend auf die Stirn. Die Flügel aus Staub! Ich erzählte Gabriella und Ithay, dass es im Buch "Loving Jay" ein Interview mit dem Dichter gibt, in dem er gefragt wird, warum er schreibe. Seine Antwort ist: "Weil ich es muss. Es geht darum, die Wahrheit des Augenblicks festzuhalten. Das, was nicht in den Nachrichten steht. 'Könige sind wir, mit Flügeln aus Staub' zum Beispiel wurde noch nicht in den Nachrichten gesendet." Nun hatte ich es also schon fast geschafft: "Könige sind wir, mit Flügeln aus Staub" war im Radio gesendet worden.

Köln, Wallraf-Richartz-Museum

(23.05.04) Jemand sagte mir nach dem Auftritt in Köln, ich hätte auf der Bühne "Richard-Wagner-Museum" gesagt anstatt "Wallraf-Richartz-Museum". Ich konnte mir das zwar nicht vorstellen, aber passieren kann so etwas natürlich in einer Live-Situation. Normalerweise vergaß ich immer nur den Vornamen des Komponisten Hemsí und blickte dann fragend auf Ithay. - Ausgerechnet Wagner. Wobei mir seine Musik gefällt, sie ist groß. Es handelt sich beim Wallraf-Richartz-Museum, das in der Nähe des Kölner Doms steht, um ein architektonisch bemerkenswertes Gebäude, in dem hauptsächlich historische Gemälde und Grafiken ausgestellt werden. Es ist aber auch ein Veranstaltungsort, und wir spielten im Stiftersaal. Ich bin wirklich dankbar dafür, an so vielen schönen Orten aufzutreten zu sein.

Wir hatten wieder Besuch. Der Friedenskoch Jalil Schwarz war gekommen und hat in der Pause arabischen Kaffee ausgeschenkt. Er stammt ursprünglich aus der Stadt Ramle bei Jafa und hat bereits viele Spenden gesammelt für verschiedene Projekte. Für sein Engagement zur Verständigung hat er das Bundesverdienstkreuz bekommen. Er wohnt in der Umgebung, in Köln Ehrenfeld, und Michael Krebs hat ihn zu uns eingeladen, was wir sehr passend fanden. Unter www.friedenskoch.de kann man mehr über Jalil Schwarz und seine Arbeit erfahren.

Der Saal war stilvoll schlicht, hatte eine hohe Decke und hölzerne Gittermuster an den Wänden. Ich assoziierte ihn mit Zen und mit Japan. Genau mein Geschmack. Aus dem Panoramafenster hinter der Bühne hatte man einen überwältigenden Ausblick auf altes Gemäuer, das bei richtigem Licht eine märchenhafte Ausstrahlung bekam. Schade, dass ich optische Eindrücke nicht so gut beschreiben kann, denn von der Architektur gefiel mir dieser Auftrittsort am Besten. Die klaren Formen, die klaren Baustoffe, die herrlichen schwarzen Treppen. Nicht protzig, sondern erhaben. Wir hatten einen Raum nahe dem Eingang, im ersten Stock, wo wir uns umziehen konnten. Durch ein langes Schlitz-Fenster sah ich nach unten in die Eingangshalle, wo die Besucher jetzt in Richtung Saal schlenderten. Das Duo Rubin war noch nicht da, sie brachten den Wagen ins Parkhaus. Ich zog mich um und ging schon in den Saal, denn ich wollte den Friedenskoch sehen, der mit Freunden seinen Stand aufgebaut hatte.

Ich roch im Vorübergehen Tabak und bemerkte einige junge Leute, Angestellte vom Museum, in offizieller Kleidung in einem halboffenen Raum, in dessen Mitte ein Arbeitstisch mit Tresen war, um den herum sie standen und sich unterhielten. Ich fragte, ob ich hier mal eine rauchen könnte. Klar. Ich setzte mich, ohne dem Gespräch zu folgen, nahm die Szene in mich auf. Es war eine Jaques-Tati-Atmosphäre. Dieser geniale französische Filmemacher mit den blitzblanken Fluren und den langen Einstellungen. Wunderbarer Ort.

Vor dem Auftritt bereits in den Saal zu kommen, gehört sich für Künstler eigentlich nicht. Es ist ein seltsames Gefühl, weil man nicht genau weiß, wohin man kucken soll und wie man kucken soll. Aber egal. Ich traf im Vorraum bereits einen arabischen Journalisten von der Deutschen Welle, der mich begrüßte. Wir sprachen eine Weile. Er entschuldigte sich, dass er mich vorher nicht gekannt hatte. Ich musste lachen. Ja, meinte er, er habe zufällig meine Mutter auf der Domplatte kennen gelernt, jetzt eben, und die habe ihm von mir erzählt. Mom also! Lustig. Auch ich kam von der Domplatte zurück, musste mir vor dem Auftritt noch einen Burger ziehen, hatte sie aber nicht getroffen. Meine Mom war mit ihrer syrischen Freundin Nahla gekommen und zum zweiten Mal dabei.

Im Saal traf ich einen weiteren arabischen Journalisten von der Deutschen Welle, der mit seinem Sohn da war, und wir stellten uns vor. Michael Krebs lief gedankenverloren von einer Seite des Saals zur anderen. Es waren blau-gelbe Bilder von Bernd Schwarzer vor der Bühne ausgestellt, der mir aus Düsseldorf noch lebhaft im Gedächtnis geblieben war. Der schräg-geniale Maler selbst war dieses Mal aber nicht dabei. Michael hatte sich erfolgreich Mühe gegeben, in seiner Stadt Köln Leute zu mobilisieren, der Saal war ganz gut gefüllt. Auch in Köln hatten wir zuvor ein Pressegespräch gehabt, das war sogar angenehm entspannend gewesen.

Grußworte sprachen die Bürgermeisterin Renate Canisius und Staatssekretär Hartmut Krebs, der Grüße vom NRW-Ministerpräsidenten Peer Steinbrück übermittelte und von dessen kürzlicher Israelreise berichtete, an der er teilgenommen hatte. Ich lauschte dem mit den Ohren eines Nachrichtendienstes, denn ich hatte in der Presse gelesen, was Herr Steinbrück bei seinem Israelbesuch gesagt hat, und es hatte mir nicht gefallen. Er hat eine Rundum-Israelsolidarität beschworen, was mir in Zeiten von Hubschrauber-Beschießungen und routinemäßiger Missachtung von Menschen- und Völkerrecht nicht angemessen erschien. Es klang ähnlich Angela Merkels "Im Zweifel für Israel". Ich frage mich: In welchem Zweifel? Im Zweifel zwischen Israel und Menschenrecht? Und überhaupt: Welches Israel? Das reale oder das abstrakte, das verklärte?

Was Staatssekretär Krebs sagte, war jedoch konstruktiv. Er machte insgesamt einen wachen Eindruck und schien ein interessanter Mensch zu sein. Wenn doch dieser Konflikt nicht so leicht zu Misstrauen und Disharmonie führen würde! Als nach der Pause auch die Bürgermeisterin einige Worte gesprochen hatte und ich an der Reihe war, um mit Lyrik fortzufahren, hielt ich mich zurück. Auch gab mir die Rede des Staatssekretärs keinen Anlass, den Konflikt zu öffnen. Vielmehr wies ich vor dem Publikum darauf hin, dass wir Künstler die Aufmerksamkeit aus der Politik durchaus wahrnahmen und zu schätzen wussten, denn es ist nicht alltäglich, dass man Politiker mit diesem Thema mobilisieren kann. Dafür gab es einen Applaus. Keine politischen Diskussionen an dieser Stelle. Darüber sprechen muss man. An anderer Stelle.

Als ich später ein Lob von diesem Mann für meine Lyrik bekam, war ich berührt. Das hat mir etwas bedeutet. Der ganze Auftritt war angenehm. Wir gingen im Anschluss mit ein paar Leuten in ein ur-kölsches Restaurant um die Ecke, das Sion hieß. Man saß dort ausgezeichnet, aber das Essen war nicht so besonders. Dafür war die Kölner Presse nach dem Auftritt gut.

Kapitel 6: Berlin

Im Stefans

(Dienstag 25.05.04) Ich stand auf dem kleinen Balkon im dritten Stock über dem Stefans, einem Kaffeehaus mit Konditorei, und sah auf die Straßenecke unter mir. Berlin. Inzwischen mag ich die Stadt. Früher fand ich sie fürchterlich, wegen der Insel-Atmosphäre, des Akzents und der schmutzigen Straßen. Seit ein zwei Jahren aber fahre ich immer öfter hierher. Erst war es Kulturattac, dann eine Palästina-Konferenz, bei der ich einige Berliner Araber traf. Dann Shalom-Salam, die Vorgespräche und Proben. Der erster Solo-Auftritt meines Lebens in Berlin fand heute Abend unten im Kaffeehaus statt: "Wolken im Kopf. Satiren und Songs". Gerade hatte ich einige Stunden lang Gitarre gespielt, um mich vorzubereiten. Schon lange hatte ich nicht mehr mit so viel Ausdauer gespielt und gesungen, es war befreiend. Nun schrieb ich Tagebuch. Angekommen war ich gestern schon. Stefan hatte mir freundlicherweise angeboten, für die Zeit meines Aufenthalts diese Wohnung zu beziehen. Das entlastete auch Gabriella und Ithay, zu denen ich sonst gegangen wäre. Morgen war das Finale der Tour, im Daimler-Chrysler-Gebäude am Potsdamer Platz. Obwohl ich hier mitten in der Stadt untergebracht war, am Olivaer Platz am Ku'damm, war eine angenehme Ruhe und Abgeschlossenheit in der Wohnung zu spüren.

Stefan, den ich nie nach seinem Nachnamen gefragt habe, ist ein unkomplizierter und stilvoller Mensch. Er hat seit einigen Jahren sein Kaffeehaus, und obwohl er viel zu tun hat und es nicht immer leicht ist, versteht er es, zu leben. Hin und wieder gibt es kulturelle Veranstaltungen im Stefans, so wie heute. Ich kam mit der Gitarre in den Raum. Es sind eigentlich zwei Räume. Ich saß so, dass mich die meisten der Leute sehen konnten. Ein Teil des Publikums saß hingegen über Eck und hörte nur meine Stimme über die Boxen. Es ist seltsam, wenn man sein Publikum nicht sehen und dennoch spüren kann. Viele kamen nicht zu dem Auftritt, aber die, die da waren, waren mir wichtig. Alex Elsohn von Givat Haviva hatte sich nämlich an diesem Tag ein Essen als Abschluss für die Tour gewünscht, weil er morgen schnell nach dem Konzert in den Flieger musste. Dieses Essen war im Anschluss an meinen Auftritt geplant. Also kamen fast alle Leute von der Tour zusammen: Dagmar Schmidt mit ihrem freundlichen Mitarbeiter, der Journalist Martin Forberg, Bettina Hildebrand vom Institut für Menschenrechte, Alex und Stefan, Michael Krebs war da und weitere Freunde. Es gab... Spargel. Ich weiß nicht, wie oft ich auf dieser Reise Spargel gegessen habe, aber ich konnte sowieso nicht genug davon bekommen. Es war Mai, der Spargelmonat. So schade, dass das Duo Rubin nicht dabei war! Aber sie hatten noch Termine, und sie haben auch einen Sohn. Und morgen noch das Finale. Es war schon ein volles Programm.

Nun war ich also wieder auf der Bühne. Zuerst musste ich mich an die Akustik und den Raum gewöhnen. Dann war es mir ein zunehmendes Vergnügen, vor gerade diesen Leuten zu lesen und zu singen. Ich hatte die Möglichkeit, die Palette meiner künstlerischen Arbeit zu zeigen, viel mehr als bei Shalom-Salam. Spielte ein paar Blues, las Satiren wie "Der Prinz auf der Melone" und "Der Affe mit dem Banjo". Irgendwann gingen mir die auswendigen Lieder aus, aber die Leute wollten noch mehr Songs hören. Da stimmte ich den Palästinenser-Song an, den ich erst nicht spielen wollte: "Ich bin Palästinenser, und ich suche den Bremser. Ich gehe auf die Straße, und ich sag es laut". Der Song hat nur zwei Akkorde und gehört zu den Joke-Liedern, die ich so habe. Die Melodie ist - ohne unmittelbar davon inspiriert zu sein - etwas ähnlich wie in einem Teil von "Coconut Woman" des von mir hoch geschätzten Harry Belafonte (etwa die Stelle: "Take some coconut water, it is good for your daughter"). "Ich stehe am Fenster und zähle Gespenster. Ich bin Palästinenser in meiner Haut." Als ich es sang, habe ich mich unwillkürlich auf Alex konzentriert, der Israeli ist. "Ich bin kein Israeli, und ich komm nicht aus Neu Delhi, ich bin Palästinenser, und ich sag es laut." Was er wohl dachte. Er grinste. Er hat auch danach noch mit mir geredet. "Ich war in Camp David und hielt es fürn Fortschritt. Ich war auch in Oslo und hab drauf vertraut." Ich hatte den Song noch nie vor Israelis oder Juden gesungen. Ich hatte auch nicht darüber nachgedacht, als ich ihn schrieb. "Rock'n'Roll Palästinenser, wo ist der Bremser? Wie sag ichs nur den Kindern, wie sag ichs meiner Braut?" Gerade arbeite ich an der englischen Übersetzung. I am Palestinian and I have an opinion...

Mit Alex hatte ich zum ersten Mal in einer Bäckerei in Halle länger gesprochen, bei einem Kaffee. Ich war interessiert daran, näheres über seine Einstellung zum Leben zu erfahren, seine Ansichten. Er ist ein diplomatischer Mensch, ansonsten könnte er auch nicht diesen Job machen. Im Stefans unterhielten wir uns auch einige Male. Es blieb aber noch immer viel Gesprächsstoff übrig. Er ist bestimmt ein tiefes Wasser, und nach den wenigen Begegnungen ist es schwer, ihn zu charakterisieren. Die Distanz zwischen uns war jedenfalls von Anfang an nicht groß, und ich hatte nie Anlass, ihm zu misstrauen. Er erzählte mir vom Haviva-Reik-Friedenspreis an Daniel Barenboim ende Juni und fragte mich, ob ich zusammen mit dem Duo Rubin im Kulturprogramm der Preisverleihung im Sorat-Hotel teilnehmen möchte. Daniel Barenboim! Das war eine große Ehre. Ich habe Alex Elsohn einiges zu verdanken.

Über Kritik an der Tournee

Gegen Ende der Tour leitete ich Alex Elsohn eine Mail von einer kritischen Zuschauerin aus Köln weiter. Diese bemängelte, dass das Vorwort vom Duo Rubin (siehe Kapitel 1) einseitig sei, weil es von palästinensischer Gewalt ausging. Auch dass wir uns von DaimlerChrysler sponsoren ließen, stieß dort auf Kritik, ebenso wie es Misstrauen gegenüber Givat Haviva gab. Ich hatte

auf die Kritik am Vorwort des Duo Rubin geantwortet, dass das authentische Erlebnis am Vadi Ara sie überhaupt erst zu ihrer Initiative gebracht hat, und dass es also völlig legitim war, dass sie ihre Wahrnehmungen frei äußerten. Ich hatte es ja genauso getan und eine Pressemitteilung geschrieben, um meine eigenen Wahrnehmungen zu äußern, und jetzt dieses Buch als Nachbereitung, um mich innerlich auszugleichen. Da es in der Kritik auch um Givat Haviva ging und es sich um grundsätzliche Fragen handelte, leitete ich die Mail und meine Antwort also weiter, damit Alex Elsohn die Gelegenheit hatte, dazu Stellung zu nehmen. Er widmete sich dieser Mail ausführlich und schrieb unter anderem: "Die zentralen Aktivitäten Givat Havivas betreffen die pragmatische Arbeit mit der Zivilbevölkerung in vielen unterschiedlichen Bereichen der Erziehung und Bildung. Daraus ergeben sich automatisch engere Beziehungen mit Organisationen wie Chalonot, Reut/Sadaka usw. und eher freiere Kontakte unter dem Dach der 'Friedenskoalition' mit Organisationen wie Taayush, Women Link, Peace Now etc."

Was DaimlerChrysler anging, so war das für mich ein Präzedenzfall. Es gab dort Personen, besonders der vom Duo Rubin hoch geschätzte Shlomo Ben Hur, die sich für unser Projekt einsetzten. Michael Krebs hatte die kritische Dame vor dem Auftritt in Köln live erlebt. Er hatte ihr gesagt, dass die ganze Tournee ohne DaimlerChrysler nicht möglich gewesen wäre. Und dass es kaum eine bessere Investition als Shalom-Salam geben könne. Da war schon was dran. Als der Name DaimlerChrysler für mich zum ersten Mal fiel, fragte ich Jürgen Grässlin vom Rüstungsinformationsbüro e.V., denn ich wollte die Gewissheit haben, dass unser Sponsor kein Rüstungsgerät an eine der Konfliktbeteiligten lieferte, sei es unmittelbar oder mittelbar. Dies war ebenso notwendig wie die Bereitschaft meinerseits, DaimlerChrysler gegenüber dankbar und loyal zu sein, was diese Veranstaltung anging. Natürlich ohne mich dabei zu verleugnen. Als liberaler Mensch bin ich der Überzeugung, dass die verschiedenen Kräfte der Gesellschaft zusammenarbeiten und Kontakt haben sollten, damit der gesellschaftliche Frieden gewahrt beziehungsweise hergestellt werden kann. Das mag etwas geschraubt klingen, aber ich musste mich damit auseinandersetzen und Prinzipien entwickeln, um begründete Entscheidungen treffen zu können, was die kapitalistische Seite der Welt angeht. Während meiner Mitgliedschaft bei Kulturattac war die Rolle von Sponsoren im Kulturbereich ein zentrales Thema, und die Problematik beschäftigte mich schon länger. Ich hatte bei der Zusammenarbeit mit DaimlerChrysler kein schlechtes Gefühl, denn es wurden mir keinerlei Auflagen gemacht, was ich zu tun oder zu lassen hätte. Nach Abwägung aller Faktoren überwogen für mich eindeutig die positiven Impulse einer Zusammenarbeit.

Meine eigenen Werte sind spirituell, materielle Dinge nehme ich nicht als Maßstab. Für mich als Songwriter und Dichter spielt die Inspiration eine entscheidende Rolle. Die Erforschung von Trancen und Inspirationen lässt einen die Welt in alternativer Weise sehen und verstehen. Shalom-Salam ist für mich nicht materiell, auch wenn es an der Oberfläche um das Sammeln

von materiellen Spenden ging. (Einen gewissen Betrag habe auch ich für die Tour bekommen. Dies war notwendig, weil ich sonst meinen Lebensunterhalt für diese Zeit nicht hätte bestreiten können. Auch wäre es übertrieben, wenn die Künstler nichts bekommen hätten. Man hätte uns weniger ernst genommen.) Während unser Hauptsponsor, also DC, für Ausgaben aufkam wie etwa Werbung und Mieten, floss das Eintrittsgeld direkt als Spende an Givat Haviva. Spirituell betrachtet ergab sich für mich folgender Gedankengang: Was tun sie mit dem Geld im Wesentlichen? Sie unterhalten eine Begegnungsstätte. Was ist der Hauptzweck dieser Begegnungsstätte? Die Verständigung zwischen Juden und Palästinensern. Kein materieller Zweck also. Zum Thema "Pop und Kommerz" hat die taz vor zwei Jahren einen Leserbrief von mir gebracht, in dem näher erläutert ist, was ich mit den unterschiedlichen Werten meine:

"'Pop und Kommerz', betr.: 'Die Zeichen der Revolte', taz vom 4. 5. 02. Die These, Pop sei ein profanes Wirtschaftsgut, finde ich interessant. Es scheint mir, als sei das eher die Sichtweise des nüchtern beobachtenden Journalisten. Als John ,Revolution' schrieb, schrieb er Popmusik, und er wusste das, weil er es fühlte. Der Song ist echt und inhärent als echt zu erkennen. Dass jemand später damit Kommerz machen würde, auch er selbst, hat nichts damit zu tun. Die materialistische Seite des Rock'n'Roll insgesamt scheint mir eher eine Art Kinderkrankheit zu sein, verursacht durch den Verlust früherer Werte wie Gehorsam und Zwang und den Gewinn von Freiheit und Spaß als neue Werte durch das Schaffen von Pop. Es ist schwer, Freiheit und Spaß vom Materiellen zu trennen, auch für inspirierte Popkünstler. Das Materielle verbindet den Künstler auch mit den Werten seiner Umwelt. Aber der Kommerz selbst ist in meiner Definition nicht Pop, er ist nur der materielle Beweis seiner Tauglichkeit in einer Welt, die andere Beweise nicht anerkennt."

Und was war nun mit Givat Haviva? Noch immer konnte ich mir kein genaues Bild machen. Wie gingen die Beteiligten dort mit dem Konflikt um? Hier lag eine Grundproblematik, über die ich viel nachdachte. Da gibt es die so genannten "zwei Narrative", die beiden historischen Sichten im Nahost-Konflikt. Ich halte das für einen guten Anknüpfungspunkt, denn ich strebe die Synthese der beiden Narrative an, oder, in meinen eigenen Begrifflichkeiten aus der kognitiven Philosophie: der beiden Szenarios oder Frameworks. Denn was ist der Unterschied zwischen "zwei Narrativen" und "Krieg"? Ist nicht gerade das der Krieg, dass es zwei inkompatibel erscheinende historische Positionen gibt? Im Grunde kann man jeden Konflikt als Manifestation zweier Narrative beschreiben. Wir brauchen die Synthese.

Später las ich in der Zeitung über ein weiteres Projekt zwischen Juden und Arabern, das ebenfalls mit Givat Haviva verknüpft ist. Es heißt "Crossing Borders", und die Süddeutsche Zeitung hat am 10.07.04 auf Seite 3 davon berichtet (Marcus Jauer). Dabei handelt es sich um ein interkulturelles Zeitungsprojekt, im Zusammenhang mit einem "Berliner Nahost-Jugendgipfel". Jauer resümiert: "Wenn sie wieder zu Hause sind, wollen Hillel, Naama,

Rawya und Amani erzählen, dass die anderen, die sie hier getroffen haben, auch Menschen sind, nicht nur Palästinenser oder Israelis." Dies ist sicherlich ein konstruktiver Ansatz. In einem zweiten Resümee heißt es: "Der israelische und der palästinensische Koordinator des Projekts hatten noch Änderungen, die den Text nun ausgewogener erscheinen lassen. Aber es ist noch ein gemeinsamer Text, und es gibt darin zwei Sichten auf ein und dieselbe Sache."

Hier stehen zu bleiben bedeutet in meiner Einschätzung, den Konflikt nicht aufzulösen. Es bedeutet das Nebeneinander von sich Widersprechendem, es bedeutet Schizophrenie. Ich hatte bereits bei der globalisierungskritischen Bewegung Attac mit dieser Problematik zu tun gehabt. Natürlich gibt es verschiedene historische Sichten, aber es gibt nur ein Menschenrecht. Dafür ist Danton in der Französischen Revolution gestorben, für den einen Maßstab, der für alle gelten konnte. Daher schreibt der palästinensische Journalist Hakam Abdel-Hadi zum oben erwähnten Crossing-Borders-Projekt in einer Email folgende Anmerkungen: "Am 07. Juli 2004 hat der Axel Springer Verlag (Bild am Sonntag) zu einem so genannten Nahost-Jugend-Gipfel eingeladen, der in Berlin stattfand. An diesem 'Gipfel' nahmen 21 Jugendliche aus Palästina, Jordanien und Israel teil. Die Idee wird vom jüdisch-arabischen Friedenszentrum Givat Haviva und der internationalen Schülerzeitung CROSSING BORDERS (CB) unterstützt. Mit Hilfe der Mitarbeiter des Verlags und der CB, die von der International People's College im Jahre 1994 in Dänemark gegründet wurde, sollen die jungen Leute innerhalb einer Woche eine neue Auflage der CB-Zeitung im Verlag erstellen. (...) Mir kam während der dreistündigen Debatte folgende Überlegung in den Sinn: Wie sinnvoll sind solche Veranstaltungen? Dienen sie in erster Linie als Werbung für die Sponsoren oder der Erleichterung des Gewissens der nicht wirklich friedensstiftenden deutschen bzw. europäischen Außenpolitik? Bringen solche Begegnungen den beiden Völkern den ersehnten Frieden ein Stückchen näher? (...) Nach meiner Auffassung würden solche Begegnungen und Bemühungen wenig bringen, wenn die Kardinalfrage nicht im Mittelpunkt aller Gespräche steht: Was müssen wir tun, damit die fast 40-jährige israelische Besatzung, die Hauptursache allen Übels, möglichst bald beendet wird? Auch in Deutschland und Europa muss diese Frage im Vordergrund stehen, wenn Berlin oder Brüssel aufrichtig zwischen beiden Seiten vermitteln wollen. Alles andere ist für mich Augenwischerei."

Hier geht es nicht um Szenarios oder Narrative. Das Ende der Besatzung ist kein Narrativ, sondern Herstellung internationalen Rechts. Ich glaube allerdings nicht, dass die Besatzung "Hauptursache", und schon gar nicht "allen Übels", ist. Die Besatzung ist bereits eine Konsequenz des Konflikts. Dennoch stimme ich Herrn Abdel-Hadi im Prinzip zu. Das Ende der Besatzung bedeutet heute den Anfang des Friedens, weil es einen israelischen Mentalitätswechsel impliziert. Es ist ein asymmetrischer Konflikt, bei dem es keine gleichberechtigt Beteiligten gibt. Die Palästinenser haben nicht die Macht, den Konflikt zu beenden, das können nur die Israelis und Juden tun.

Deshalb zitiere ich in meiner Arbeit eher Juden und Israelis und nicht zum Beispiel die exzellenten palästinensischen Denker und Politiker Haidar Abdel Shafi, Hanan Ashrawi, Mustafa Barghouti, Azmi Bishara, Sumaya Farhat-Naser. Denen wird erfahrungsgemäß in der deutschen und internationalen Öffentlichkeit nicht in vergleichbarer Weise zugehört, weil das, was sie sagen, dem idealisierten Bild Israels widerspricht und daher auf maßgebliche Diskursbeteiligte irritierend und störend wirkt.

Die Ursache des Konflikts zwischen Israelis und Palästinensern/Arabern ist die Tatsache, dass Rechte von Juden über dem Menschenrecht stehen, was wiederum im Horror des Holocaust begründet ist. Arabische Aggressionen sind nicht die Ursache. Vielmehr misstraut der öffentliche Mainstream dem Einklagen der Menschenrechte, weil sich dahinter anti-Israelisches verbergen könnte. Das bedeutet eine Abwertung der Menschenrechte und der UNO. Hier ist ein Beispiel aus der Süddeutschen Zeitung vom selben Tag, an dem sie über "Crossing Borders" berichtet hat (10.07.04). Sie nennt dort die UN-Generalversammlung auf der Titelseite "tendenziell Palästinenser-freundlich". Um das Narrativ und das Lagerdenken aufrecht zu erhalten, entscheidet die SZ nach dem Maßstab von Gruppen, nicht nach dem Maßstab der Situation. Ein Narrativ erfordert eine Ego-Perspektive, das Menschenrecht erfordert eine allgemeingültige Perspektive. Stefan Ulrich schreibt am 22.07.04 in derselben Zeitung auf Seite vier im Artikel: "Fordernd, aber fair. Warum sich Israel im Mauerstreit einmal nicht über die Vereinten Nationen beklagen darf" die Worte: "Tatsächlich gefällt sich die Generalversammlung darin, das kleine Land rituell abzuwatschen. Mehrheiten dafür sind unter den 191 UN-Mitgliedstaaten leicht zu finden. Denn in der Schelte für Israel lassen sich so wunderschön antiamerikanische, antiwestliche, antikolonialistische und antikapitalistische Ressentiments bündeln." Es lässt sich gut beobachten, wer hier Ressentiments hat. Bei der SZ, immerhin der größten der anspruchsvollen Tageszeitungen in Deutschland mit täglich über einer Million Lesern, geht man offenbar von einer weltweiten diplomatischen Verschwörung oder Intrige gegen Israel und gegen den Westen mit seinem Kapitalismus aus. Solche Bewertungen wie von der SZ sind zwangsläufig, wenn man sich bei seinen Entscheidungen auf ein bestimmtes Lager stützt und nicht auf die demokratische Grundordnung und das internationale Recht.

Negative oder gar ablehnende Kritik an der Shalom-Salam-Tournee gab es ansonsten nur vereinzelt. Allerdings haben Gabriella und Ithay und die anderen Beteiligten in dieser Hinsicht möglicherweise mehr oder andere Erfahrungen gemacht als ich, bei den Vorbereitungen zum Beispiel. Ich bin sicher, dass es auch einige Araber gegeben haben wird, die andere Prioritäten für Spendengelder sehen als Givat Haviva, oder die weniger Vertrauen haben. Das ist immer so, man kann es nicht allen Recht machen. Wichtig ist, dass man sich dabei wohl fühlt, was man tut, und dass man es nicht unreflektiert tut.

Bei DaimlerChrysler

(26.05.04) Michael Krebs und ich frühstückten im Stefans und spazierten dann über den Ku'damm gleich um die Ecke. Ich kaufte Zeitungen, denn heute wurde in mehreren Blättern über uns geschrieben. Ein aufregendes Leben. Nun also DaimlerChrysler. Erst mal finden! Wir bemerkten in einer Tiefgarage am Potsdamer Platz, dass es hier diverse Daimler-Chrysler-Gebäude gab. Ich dachte an den Film "Der Himmel über Berlin", an den Monolog am Potsdamer Platz. Es ist einer meiner Lieblingsfilme. Wie eine Filmkulisse kam mir auch das ganze Viertel vor. Ich war noch nie hier. Es schien ein reines Arbeits- und Vergnügungsviertel zu sein. Unbewohnt, aber voller Leute. Nach einigen Straßen hatten wir es dann gefunden.

Wir kamen in ein repräsentatives, hohes Atrium mit einer Bühne, hinter der eine große Leinwand hing. Techniker liefen an uns vorbei. Gabriella spielte schon auf dem Piano. Unverkennbar. Hinter dem Klavier waren drei Flaggen aufgestellt: die israelische, die palästinensische, und in der Mitte die von DaimlerChrysler. Das fand ich gut. Ich sah die schwarz-weiß-grüne Flagge mit dem roten Dreieck an der linken Seite, es war die palästinensische Fahne. Die hatte ich während der ganzen Tour nicht gesehen. Überhaupt sah ich zum ersten Mal diese beiden Flaggen nebeneinander. Es war erstaunlich: Ich akzeptierte die israelische. Normalerweise ist das Blau-Weiß der israelischen Flagge für mich kein positives Symbol, weil ich damit Vertreibung und Besatzung assoziiere. Hier aber wurde die negative Assoziation neutralisiert durch die andere Flagge. Mein erster Eindruck war positiv.

Einige Männer in teuren Anzügen liefen an uns vorbei. Kameras wurden aufgebaut. Ich begrüßte Gabriella und Ithay herzlich, und wir erzählten einander, was in den letzten Tagen alles passiert war. Dann bauten wir den CD- und Büchertisch auf. Man kann alle Stücke vom Duo Rubin, die während der Tour gespielt wurden, auf einer CD kaufen, natürlich auch jetzt noch, nach der Tournee. Die CD heißt "On Tour" und ist kurz vor der Tournee beim Label Genuin erschienen. Im Saal schien alles hervorragend organisiert zu sein. Wir machten einen Soundcheck. Mehrere Techniker koordinierten das. Ich redete Blödsinn ins Mikrofon, bis die Akustik stimmte. Michael ging durch den Korridor in der Mitte zwischen den Stuhlreihen nach hinten in den Saal und lauschte, um die Lautsprecher zu testen. Festliche Atmosphäre. Junge Security-Männer mit junge-Security-Männer-Haarschnitten standen hinter der Bühne und der Leinwand. Ithay und ich spielten "Wie oft" einmal durch. Eine junge Frau von DC brachte uns in die Garderobe im ersten oder zweiten Stock. Wir tranken Kaffee und lasen die Zeitungen.

Durch ein Fenster konnten wir vom Flur aus auf den Saal hinuntersehen, der sich langsam füllte. Ich beobachtete das Publikum, das uns im Prinzip auch sehen konnte, wenn es nach oben schaute und genau hinsah. Ich sah Alex Elsohn und Dagmar Schmidt, die Leute, die am Tag zuvor auch im Stefans dabei waren, und da war Jörn! Mein Kumpel Jörn. Ich war froh, dass er kam.

Ich habe ihn bei Kulturattac kennen gelernt und ihn schon öfter besucht, wenn ich in Berlin war. Man kann mit ihm über die drei wichtigen Dinge des Lebens sprechen: Kunst, Politik und Frauen. Jetzt hatte er uns entdeckt und winkte zurück. Gabriella zeigte mir Shlomo Ben-Hur und seine Frau Robin, die bereits Platz genommen hatten. Sie waren diejenigen, die sich bei DC für Shalom-Salam stark gemacht hatten. Ohne Herrn Ben-Hur (, den ich nur flüchtig kennen lernte, wie ich anschließend mit Bedauern feststellte,) wäre all dies nicht möglich gewesen.

Das war nun doch alles so aufregend, dass ich etwas nervös wurde. Ich trippelte also wie üblich im Garderobenraum auf und ab, während Gabriella dasselbe auf der anderen Seite des Zimmers tat. Ithay spielte seine extra-schiefen Noten zur Entspannung, Gabriella sagte: "Lass das jetzt", woraufhin Ithay einen besonders schrägen Ton spielte. Alles ganz normal. Zwischendurch bekamen wir Besuch, auch von Herrn Ben-Hur, und die junge Koordinatorin von Daimler kam ab und zu, um letzte Details zu besprechen. Dann gingen wir runter. Meine Gitarre lag im Koffer hinter der Bühne bereit. Man würde sie zur Bühne bringen, wenn es soweit war. Ithay hatte sein Cello immer bei sich. So, nun noch mal tief durchatmen, und raus....

Das Finale

Am Begrüßungsapplaus merkten wir schon, dass sich hier ein zahlreiches Publikum versammelt hatte. Wir blickten von der Bühne auf die Zuschauer. Es waren über dreihundert, und kaum noch Stühle frei. Einige Besucher waren festlich gekleidet, manche sogar super-seriös. Auch ich trug stets einen Anzug auf der Bühne, es war angemessen. Gabriella machte die Begrüßung und die Überleitung zum Film, während Ithay und ich unsere Plätze in der ersten Reihe einnahmen. Es war eine Erleichterung gewesen, dass die Technik perfekt organisiert war, man konnte sich einfach fallen lassen in die Aufführung und musste sich über nichts anderes Gedanken machen. Die Leinwand war groß, der Ton ausgezeichnet. Nun sehe ich Euch vorerst zum letzten Mal, dachte ich, an die Jugendlichen in dem Film gerichtet. Ob diese jungen Leute einen Bezug dazu hatten, was wir hier taten? Hätten sie Fragen an uns, wenn sie uns begegnen würden? Hätten wir Fragen? Wenn sie zusammen feierten wie in diesem Film, konnte ich da mitfeiern? Ja, ich glaube schon. Irgendwann.

Der Film ging zuende, Ithay kam auf die Bühne. Das Duo Rubin spielte die Meditation von Alberto Hemsí. Sie waren gut. Ithay hat einen erstaunlichen Ehrgeiz. Beide haben ihn, Gabriella auch. Von Ithay aber weiß ich, dass er auch einmal professioneller Sportler war, Schwimmer, und er hat es in dieser Disziplin in Israel weit gebracht. Für die Musik hat er sich regelrecht entschieden. Sein Vater ist auch Cellist, und die beiden verstehen sich gut. Trotzdem oder gerade deswegen, ich weiß nicht. Ich glaube, dass er ein ähnlich starkes Bedürfnis hat wie ich, zur Entfaltung zu kommen, und dass er

gesucht hat, bis er die Disziplin fand, die ihn am Stärksten erfüllte. Ähnlich wie ich es zuerst im Schachspiel versucht hatte, dann im Carambolage-Billard, dann in der Islamwissenschaft und schließlich in der Kunst, wo ich angekommen bin. Auch Gabriella macht noch etwas anderes, sie zeichnet und malt. Das Medium ist bei der Entfaltung eigentlich zweitrangig. Man kann sie sogar in eine schlichte Tee-Zeremonie legen wie im Zen. Ich glaube, Zen wäre etwas für Ithay.

Nach dem Musikstück kam ich auf die Bühne, machte meine Einleitung und las dann aus "Wir wollen beide hier leben". Ich hatte mir für die Vorbereitung der Tour einige aktuelle Bücher zum Thema besorgt und dieses ausgesucht, weil es nah am Leben ist und den Konflikt authentisch zeigt. Es ging um die junge Generation und ihre Gedanken- und Gefühlswelten. Es waren recht offene Meinungen, reflektiert, mit einer guten Portion authentischer Unschuld darin, und doch in einer Art, die potenziell angreifbar bleibt, ohne diplomatische Verrenkungen. Ein paar Sachen gefielen Ithay nicht, die habe ich im Laufe der Tour herausgenommen, denn es sollten sich schon alle mit dem Text wohlfühlen können. Genau genommen hatte ich noch eine zusätzliche Stelle beim Lesen ausgelassen, die Ithay zwar nicht genannt hatte, von der ich aber überzeugt war, dass, wenn er die andere Stelle nicht wollte, er diese schon gar nicht wollen konnte. Es war die Stelle, an der Odelia sagt: "Ein Rassist ist das Letzte, was ich sein will. Aber wenn man wirklich Angst hat, dann denkt man nicht darüber nach, ob man 'intolerant' fühlt und handelt; man fürchtet um sein Leben." Ich hatte zunächst nicht weiter darüber nachgedacht, weil dieser Ausschnitt sogar zu den Zitaten auf dem Klappentext gehört. Im Verlauf aber fand ich es dem Ereignis gegenüber nicht mehr angemessen. Wichtig ist das Zitat wohl, aber nicht in diesem Zusammenhang auf der Bühne.

Nach dem arabischen Komponisten folgte der israelische, Paul Ben Haim. Es war ein Feuerwerk für die Sinne. Auf der Leinwand sah man nicht einfach nur das Geschehen auf der Bühne in Vergrößerung, sondern visuelle Überblendungen von verschiedenen Kameras, Doppelbilder, Großaufnahmen, es war wie im Fernsehen, wirklich beeindruckend. Leider gibt es kein Video davon. Gabriella hat alles versucht, um eine Aufzeichnung als Erinnerung zu bekommen, aber es ging leider nicht. Es gibt aber einige Fotos. Dann stieg ich wieder auf die Bühne und las "Das Geheimnis der Zeit" aus "Loving Jay": "Wo du stehen bleibst, bleibt / die Zeit stehen. Du bestimmst / den Ort. Du bestimmst / die Situation. Wo du stehen bleibst. // Wo du weitergehst, zerfällt / die Vergangenheit. Ein neuer Ort / entsteht, eine andere / Situation. Das bist nicht mehr du. / Wo du weitergehst. // Wo du fliegen kannst, zerfällt / die Zukunft. In diesem Garten / werden wir dich treffen. / Wo du stehen bleibst." Ich trat ein paar Schritte zurück vom Leseput. Das Duo Rubin spielte einige Takte Bach. Dann ging es weiter mit dem torlosen Tor, dem Stück, auf das ich am Häufigsten angesprochen wurde: "Am Leiden litten wir und schämten uns / der Scham. Wir brauchten das Brauchen. Die Suche / suchten wir. // Wir mussten erst / das Vergessen vergessen, / um uns ans Erinnern / zu erinnern.

// Den Zweifel bezweifeln / mussten wir / und dem Widerspruch / widersprechen, / um die Liebe zu lieben / und die Geduld / auszusetzen. // Das Lassen lassen und mit dem / Brechen brechen mussten wir, / widerstehen / dem Widerstand, / um das Verstehen / zu verstehen. // Wir ignorierten / die Ignoranz und zerstörten / die Zerstörung. // Bald waren wir schneller / als die Geschwindigkeit und herrschten / über die Herrschaft." Ich war froh, dass ich mich selbst nicht auf der Leinwand sehen konnte, das hätte mich sicher irritiert. Wieder folgte Bach, dann "Amphibien", mit dem mein Part endete: "Unter Wasser / leben wir. Über Wasser / leben wir. Wie des Eisbergs / Spitze. Sprich / ein Wort! Sprich noch / ein Wort! Zieh es / aus dem Wasser! // Die Luft ist hoch. / Wir können einander sehen / einander können wir. / Die Luft ist hoch. // Aus dem Wasser / zieh es! Ein Wort noch, sprich / ein Wort! Sprich von der Spitze / des Eisbergs! Wie / wir leben / über Wasser, wir leben / unter Wasser." Ich setzte mich wieder und lauschte den beiden. Das Duo Rubin hatte gegen Ende der Tournee den Feuertanz von de Falla vorgezogen, um den ersten Teil des Konzerts mit einem stimmungsvollen schnellen Stück zu beenden. Wir verbeugten uns und gingen in die Pause.

Auch Giora war da, Gabriellas und Ithays Sohn, und Gabriellas Mutter mit ihrem Lebenspartner. Die Pause war schnell zuende, es folgten Grußbotschaften und Reden, die mich mal wieder positiv überraschten. Es gab wirklich ein Interesse am Frieden. Die Redner und all das Publikum, sie wären nicht gekommen, wenn es nicht ein gesellschaftlich übergreifendes Bedürfnis nach einer positiven Veränderung der Verhältnisse geben würde. Es sprachen Michael Averhoff, Director of Corporate Protocol Daimler Chrysler, Dagmar Schmidt MdB, Vorsitzende von Givat Haviva Deutschland und Matthias Mumenstädt vom Bundespräsidialamt, der Grüße von Bundespräsident Johannes Rau verlas, dem Schirmherrn unserer Veranstaltung. In seinem Grußwort sagte Herr Rau, dass er die Schirmherrschaft für unsere und auch andere Initiativen übernommen hat und übernimmt, "weil ich Menschen wie das Ehepaar Khen und den Schriftsteller Hamadeh ermutigen will, nicht abzulassen von ihren Bemühungen um Frieden und Verständigung. (...) Ich wünsche allen, die daran arbeiten, den Friedensprozess neu zu beleben, Ausdauer, Geduld und die Entschlossenheit, den Dialog nicht abreißen zu lassen. Ich wünsche Ihnen, dass wieder Vertrauen wächst. Sie sollen aber auch wissen, dass Sie verlässliche Freunde haben, die Sie auf dem Weg zum Frieden begleiten. Ihr Johannes Rau". Das war sehr bewegend. Jeder von uns bekam das viersprachige Buch "Kinder schreiben für den Frieden" von Givat Haviva mit einem Autogramm des Bundespräsidenten.

Da ich in Nordrhein-Westfalen aufgewachsen bin, habe ich seit Jahrzehnten ein Bild von Herrn Rau. Bevor er Bundespräsident wurde, war er ja lange Ministerpräsident bei uns. Ich hielt ihn immer schon für einen der kompetentesten, glaubwürdigsten und sympathischsten Politiker, vor allem deshalb, weil er ein gläubiger Mensch ist. Des öfteren habe ich mit großem Interesse Interviews mit ihm und Sendungen über ihn im Fernsehen gesehen,

auch die über seinen Abschied vom Bundespräsidialamt. Ich verstehe seine Werte. Dieses Bild ist aber so nicht vollständig. Es gibt auch eine andere Seite, ich habe auch Aggressionen, mit denen ich umgehen muss. Manchmal erinnere ich mich an die Farbfotoserie von der OSZE-Konferenz gegen Antisemitismus, in der man Herrn Rau und Herrn Spiegel zusammen lächeln und scherzen sieht, kurz nach den Hubschrauberangriffen auf Menschen, während des Mauerbaus, während der staatlichen Zerstörung menschlichen Lebens und privater Häuser in Rafah. Da machen die eine Antisemitismuskonferenz. Es war, glaube ich, die Jüdische Allgemeine, die diese Fotoserie gebracht hat. Ich hatte die Seite irgendwo unterwegs aufgeschlagen gesehen, musste aber meinen Blick abwenden, weil mir schwindelig wurde. Ich konnte es jedoch nicht ignorieren, es gehörte dazu. Ich verdrängte es meist, aber was sollte das bringen? Ich musste mir doch ein Urteil bilden. Außerdem lesen meine arabischen Freunde auch Zeitung, und sie werden mich fragen, wie ich zu Herrn Rau stehe. Es ist zudem ein Politikum, wenn das Grußwort "für das Konzert des Duos Rubin am 26. Mai 2004" verfasst wurde, auch wenn ich dann in der Anrede direkt angesprochen wurde. Ein Freund sah das Grußwort in der Mappe, die Michael Krebs für uns nach der Tour zusammengestellt hatte, und meinte: "Du wirst unter Duo Rubin subsumiert, so wie die Westbank unter Israel subsumiert wird. Nix Palästinenser. Hegemonie. Keine Veränderung." Mit solchen Dingen muss ich mich natürlich ernsthaft auseinandersetzen, denn es geht um Gleichberechtigung. Sah uns Herr Rau als gleichberechtigt an? Würde er auch in der Kontroverse ein verlässlicher Freund bleiben? Wenn ich so viele Tage mit diesen Fragen beschäftigt war, durfte ich sie nicht verschweigen, wenn ich den inneren Ausgleich suchte.

Von all dem war auf der Bühne nichts zu spüren. Ich freute mich aufrichtig über das Interesse und das Buch und war stolz auf das Autogramm. Auch die Rede des Daimler-Chrysler-Sprechers fand ich gut, und die von Dagmar Schmidt. Ich konnte mich zwar mitten im Auftritt nicht richtig darauf konzentrieren, aber mein Unterbewusstsein hörte mit und vermittelte mir ein positives Gefühl. So ging es mit Kraft durch den zweiten Teil der Veranstaltung, mit "Ausgangssperre für Gefühle" und dem Königsgedicht, dem langen musikalischen Teil des Duo Rubin und "unserem Lied" - wie Michael Krebs es nennt - ganz am Schluss. Michael hat ein Foto in unsere Mappe eingefügt, auf dem man uns drei Hand in Hand bei der Schlussverbeugung sehen kann: links im Bild Ithay mit Cello und Bogen in der rechten Hand, zu uns herübersehend, rechts vor dem Klavier eine aufgeräumt lächelnde, schöne Gabriella, und ich in der Mitte, den Blick zur Verbeugung geneigt, konzentriert, als würde ich gleich vom Zehn-Meter-Brett springen. Dahinter ist ein Stück der Leinwand zu sehen. Der Applaus war lang. Die Leute sind aufgestanden. Es war ein ergreifender Augenblick.

Das war die Tour

Im Anschluss wurde im vorderen Bereich des enormen Atriums Sekt ausgeschenkt. Es waren viele Eindrücke. Schade allein, dass die überregionale Presse nicht dabei war. Jemand kam auf mich zu, grüßte mich und stellte sich als Michael Eiser vor. Er ist der Direktor des Sorat-Hotels am Spree-Bogen, wo in einem Monat die Preisverleihung an Maestro Barenboim stattfinden würde. Mit Jörn ging ich an einen Tisch, an dem auch Martin Forberg stand. Das Duo Rubin zog sich noch um und kam später dazu. Wir realisierten erst langsam, dass wir nun entspannt aufatmen konnten. Nach einigen Gesprächen im Atrium gingen wir in einer kleinen Gruppe zum Restaurant herüber, das wir nicht gleich fanden. Ich machte mir klar, dass wir es geschafft hatten, war aber in Gedanken noch bei den Ereignissen der letzten Stunden. Als wir das gut gefüllte Restaurant betraten, wurden wir davon überwältigt, dass sich die Leute erhoben und lange klatschten. Es waren Besucher unserer Veranstaltung. So etwas habe ich noch nie erlebt, es war unglaublich, wie in einem Märchen. Ich konnte das nicht mit meiner Person in Verbindung bringen. Zuerst irritierte es mich, während ich einen Platz fand neben Frau Robin Ben-Hur, dann freute ich mich, denn dies waren Leute, die unser Anliegen unterstützten. Sie klatschten für den Frieden zwischen Israelis und Palästinensern. Wir hatten unsere Aufgabe erfüllt. Wir hatten Tausende von Menschen auf der Bühne und über die Medien erreicht. Wir hatten Politiker, Veranstalter und andere Künstler mobilisiert. Wir waren uns am Ende der Tournee nähergekommen und hatten uns nicht voneinander entfernt. Wir hatten ein Muster vorgegeben, eine Art der Begegnung. Wir hatten uns verändert.

Ithay und Gabriella brachten mich nachts zurück zur Wohnung über dem Stefans, und wir verabschiedeten uns als Freunde. Wir waren stolz darauf, dass wir es gemeinsam geschafft hatten. Gleichzeitig wussten wir, dass es noch immer sehr viel beim jeweils anderen gab, was wir nicht kannten. Dass die Welt noch viel größer und komplexer war, als wir Könige mit Flügeln aus Staub je erfassen würden. Aber was immer auch geschehen würde, diese Tournee steht da. Sie hat existiert.

Am nächsten Morgen beziehungsweise Mittag räumte ich das Zimmer auf und meine Sachen zusammen. Den gigantischen Blumenstrauß vom Vorabend ließ ich in der Wohnung, den konnte ich nicht transportieren. Alles war super. Zu super. Als ich den Koffer und die Gitarre in den Flur geschoben und die Tür hinter mir zugezogen hatte, suchte ich den Schlüssel, um abzuschließen. Ich hatte ihn innen stecken lassen. Zu blöd. Stefan nahm es gelassen. Er brachte mich noch zum Bahnhof. Abends in Kiel verstand ich allmählich, dass all diese Ereignisse tatsächlich passiert waren.

Kapitel 7: Haviva-Reik-Friedenspreis

Daniel Barenboim

Daniel Barenboim begann seine musikalische Karriere etwa zeitgleich mit Elvis, im Sommer 1954. Im Grunde schon im August 1950, als er mit sieben Jahren sein erstes offizielles Konzert in Buenos Aires gab. Das Debüt als Pianist folgte 1952 in Wien und Rom. Die Worte des Dirigenten Wilhelm Furtwängler werden oft zitiert: "Der elfjährige Barenboim ist ein Phänomen...", und sie schienen eine ähnliche Initialzündung darzustellen wie die in der selben Zeit über Radio verbreiteten Worte eines jungen Künstlers aus Memphis, der da sang: "That's alright Mama, that's alright for you." Da lebten die Barenboims bereits seit zwei Jahren im frisch gegründeten Israel, und Daniel machte erste Plattenaufnahmen: Mozart, Beethoven, Brahms, Bartok. Einige Stationen: 1967 dirigierte Daniel Barenboim das New Philharmonia Orchestra in London, 1973 dirigierte er zum ersten Mal eine Oper, Don Giovanni. 1991 wurde er Musikdirektor beim Chicago Symphony Orchestra, seit 2000 ist er Chefdirigent der Staatskapelle Berlin. Die Musik Daniel Barenboims wird in der ganzen Welt geschätzt. Seine über die Musik hinausgehende Integrations-Arbeit auch. Sie zeigt sich zum Beispiel in seiner Zusammenarbeit mit deutschen Orchestern, die immer auch eine deutsch-israelische Zusammenarbeit bedeuten. In den frühen Neunziger Jahren traf er durch einen Zufall in einer Londoner Hotel-Lobby auf den palästinensischen Denker Edward Said, mit dem ihm fortan eine Freundschaft verband. Dies führte zur Gründung des "West-Östlichen Diwan", einem interkulturellen musikalischen Projekt, sowie zu seinem ersten Auftritt in der Westbank, an der Bir-Zeit-Universität im Februar 1999. Das musikalische Spektrum des Maestro und Pianisten ist breit und beinhaltet auch Jazz und Tango, afroamerikanische und brasilianische Musik. Im Herbst 2002 erschien die ergänzte Fassung seiner Autobiografie "Ein Leben in Musik" in englischer und spanischer Sprache. Auch sein Ideenaustausch mit Edward Said liegt in Buchform vor.

Daniel Barenboim hat viele Preise bekommen, so den "Prince of Asturias Concord Prize" (2002) für die Arbeit am West-Östlichen Diwan, gemeinsam mit Edward Said, den Toleranzpreis der Protestantischen Akademie von Tutzing (2002) für die Verständigungsarbeit zwischen Israelis und Palästinensern. Er ist Ehrenbürger Spaniens und Träger des Großen Bundesverdienstkreuzes. Am neunten Mai dieses Jahres erhielt er in der Knesset den Wolf-Preis, eine sehr hohe Auszeichnung. Die Rede, die Herr Barenboim an diesem Tag hielt, und die Reaktionen auf diese Rede, wurden in der ganzen Welt mit großer Aufmerksamkeit wahrgenommen. Man kann sie auf Englisch nachlesen unter www.daniel-barenboim.com. Er spricht sich darin für pragmatische, humanitäre und sozial gerechte Lösungen aus und gegen Ideologien. Er hat auch einige Ausschnitte aus der israelischen Unabhängigkeitserklärung vorgelesen: "Der Staat Israel wird sich ganz der Entwicklung dieses Landes zum Wohle aller seiner Leute widmen; Er wird

gegründet sein auf den Prinzipien von Freiheit, Gerechtigkeit und Frieden, geleitet von den Visionen der Propheten Israels; Er wird all seinen Bürgern vollständig gleiche gesellschaftliche und politische Rechte geben, unbeachtet der Unterschiede in religiösem Glauben, Rasse (sic) oder Geschlecht; Er wird die Freiheit der Religion, des Gewissens, der Sprache, Erziehung und Kultur sicherstellen." Herr Barenboim las auch noch den Teil vor, in dem die Gründerväter des Staates Israel, die die Erklärung unterzeichnet hatten, davon sprachen, dass sie sich dafür einsetzten, "Frieden und gute Beziehungen zu allen Nachbarstaaten und -Völkern anzustreben." Der Preisträger fragte dann besorgt, ob man die Kluft zwischen der Idee und den Realitäten Israels denn ignorieren könne? Passt die Besatzung zu dieser Unabhängigkeitserklärung? fragte er. Ithay, Gabriella und mich erreichte diese Rede unterwegs auf der Tournee. Im Auto zwischen Halle und Vreden las ich den beiden vor, was die Zeitungen geschrieben hatten. Alle Zeitungen haben darüber berichtet.

Zum ersten Mal richtig aufgefallen ist mir Herr Barenboim in einem Spiegel-Interview vor nicht allzu langer Zeit. Ich sah ihn auch in Talkshows und fand es stets besonders gut, was er sagte. Oft wiederholt er, dass er nicht an eine militärische Lösung des Konflikts glaubt. Das ist für mich der Hauptansatzpunkt. Den Dialog zwischen Daniel Barenboim und Edward Said habe ich noch nicht gelesen, steht auf dem Programm. Sicher würde es dort Hinweise geben zu einem Punkt, der mich beschäftigt. Im Artikel "Ich habe einen Traum" für die Wochenzeitung Die Zeit im Oktober 1999 schrieb Daniel Barenboim nämlich: "Ich bin auch dafür, beiden Ländern die Waffen zu lassen. Israel muss wehrhaft gegenüber der arabischen Welt bleiben, Palästina, schon aus psychologischen Gründen, auch." In der Übersetzung auf der offiziellen Barenboim-Homepage wird daraus sogar aktive Aufrüstung: "Secondly, I am in favour of arming both nations. Israel must remain vigilant against the Arab world – but so should Palestine, (at least for her own peace of mind)." Es ist für mich schwer zu verstehen, wie man nicht an eine militärische Lösung glaubt, aber doch an Waffen. Wo ist da der Unterschied? Klar, man wird nicht von heute auf morgen alle Waffen zu Pflugscharen umfunktionieren können, aber Frieden? Zum Beispiel mit meinen Nachbarn habe ich Frieden. Das liegt aber nicht daran, dass wir bewaffnet sind. Ich glaube, wenn ich mich bewaffnen würde und mein Nachbar auch, dann würden wir uns voreinander fürchten. Die Gefahr eines Gewaltausbruchs stiege damit stark an. Ist es naiv, so zu denken, oder ist es naiv, anders zu denken? In seiner Dankesrede im Sorat sagte Herr Barenboim: "Eine militärische Lösung gibt es nicht, das wissen wir. Es gibt nur die Illusion von Stärke, die Illusion von Sicherheit." Ist militärische Sicherheit nun eine Illusion, oder ist sie es nicht?

Die Preisverleihung

(27.06.04) "Der Friedenspreis, der nach der Kibbuzaktivistin und Widerstandskämpferin Haviva Reik - sie wurde 1944 von deutschen Soldaten hingerichtet - benannt ist, wurde 2004 zum zehnten Mal verliehen. Viele der

vorherigen Preisträgerinnen und Preisträger waren dabei im Berliner Sorat-Hotel anwesend. So die Schweizer Ellen Ringier, Professor Eduard Badeen und Peter Liatowitsch. Dahlia Rabin-Pelessof, ehemaliges Knesset-Mitglied und Vizeministerin, die 1997 mit dem Haviva-Reik-Friedenspreis geehrt wurde, hielt die Laudatio für den Dirigenten und Musiker Barenboim. Zu den 120 Gästen des Festaktes gehörten unter anderem Berlins regierender Bürgermeister Klaus Wowereit und ARD-Moderatorin Sabine Christiansen. Die Gäste wurden von den arabisch-jüdischen Friedensköchen (Chefs for Peace) im Rahmen eines Benefiz-Gala-Diners köstlich bewirtet. Das israelisch-ungarische Duo Rubin und der deutsch-palästinensische Schriftsteller Anis Hamadeh, die ein Monat zuvor ihre erfolgreiche Benefiz-Konzertreihe 'Shalom – Salam' zugunsten von Givat Haviva beendet haben, sorgten für einen angenehmen musikalisch-literarischen Rahmen." So in der Pressemitteilung.

Das Duo Rubin und ich saßen mit anderen Gästen an einem der zehn oder zwölf Tische, und wir verfolgten das Geschehen. Es war ziemlich viel zu kucken. Neben mir saß Antje, die ich seit Schulzeiten kenne und die in Magdeburg wohnt. Es war eine Gelegenheit, sie wiederzusehen. Sabine Christiansen ging an unserem Tisch vorbei. Die Köche für den Frieden (Talli Inbal, Ibrahim Abu Seir, Joseph N.Asfour, Kevork Alemian) brachten eine Terrine von Humus und Aubergine auf Petersiliensauce gefolgt von Kürbissuppe mit Koriander. Vor der Veranstaltung hatte es eine Pressekonferenz gegeben, bei der die Köche gesagt haben: "Wir benutzen unsere Messer nur in der Küche, um damit köstliche Gerichte herzustellen." Während und nach der Preisverleihung gab es gefüllte Lammkoteletts mit Feigen auf Mujaddara und gefülltes Mittelmeerfischfilet mit rotem Pfeffer und Ingwer. Champagnersuppe mit Beeren, Blätterteig und Rosenwassersorbet, und zum Schluss Kaffee mit Guraybeh. Jemand vom anderen Tisch fragte mich, was Guraybeh sei, aber ich musste passen. Es war etwas mit Mandeln, glaube ich. In kulinarischen Dingen bin ich leider sehr dilettantisch, meine übliche Ernährung ist im Moment eine Katastrophe. Auch der Chefkoch des Sorat-Hotels und ARD-Fernsehkoch Rainer Strobel war an dem Menü beteiligt.

Herr Barenboim kam erst, als alle saßen und der erste Gang schon aufgetischt war. Ich las derweil "Das Krokodil aus Kiel". Als er hereinkam, standen die Leute auf und klatschten. Wie mag man sich fühlen, wenn alle um einen herum supernett zu einem sind und man nur in grinsende Gesichter und leuchtende Augen sieht? Der Erwartungsdruck ist sicher groß. Man wird in eine Rolle gebracht, der man entsprechen muss. Ich schätze aber, dass sich Herr Barenboim in dieser Gesellschaft wohl fühlte, denn er sagte in seiner Dankesrede: "Die Wichtigkeit für mich an diesem Preis ist, dass Givat Haviva ein Symbol für die Notwendigkeit ist, gegen die Ignoranz zu kämpfen." Seine Rede war übrigens deutlich die beste des Tages. Er sprach über die Musik und das Orchester als Beispiele für friedliche Strukturen. Schön war: "Kopf und Herz sind wirklich untrennbar, und man kann nicht Musik nur emotionell spielen, und man kann auch nicht Musik nur rationell spielen. Weil, wenn man

zwischen den beiden trennt, ist es keine Musik mehr." Er war der einzige, der die Mauer erwähnte, beziehungsweise die Trenn-Applikatur oder wie das Ding sonst noch heißen mag. Das zentrale Zitat aus der Rede ist: "In Berlin wissen wir die Bedeutung von einer Mauer, und das darf man nicht vergessen. Und diese Mauer, die man jetzt in Israel gebaut hat und man weiterbaut, ist nicht nur eine Demütigung für die Palästinenser, sie ist wirklich die größte Gefahr für Israel. Und es ist Zeit, dass wir alle hören, wie verantwortliche Menschen über das sprechen, was wir für die Palästinenser tun müssen. Die Palästinenser brauchen uns nicht, sie werden Ihren Weg gehen. Mit oder ohne uns. Und Israel wird meines Erachtens die wirkliche Sicherheit und Stärke erhalten an dem Tag, wo der Mut da ist, um die erforderlichen Gesten und Tatsachen zu produzieren, die zu einer Akzeptanz von Seiten der Palästinenser führen. Die einzige Sicherheit und die einzige Stärke für Israel und für das jüdische Volk ist die Akzeptanz durch die Nachbarn. Wenn wir das nicht schaffen, sind nicht die Palästinenser in Gefahr, sondern wirklich die Zukunft des Staats Israel."

Genau so sah ich die Situation auch, weshalb ich an dieser Stelle klatschte. Nicht wenige andere klatschten auch. Da die Feier, die Reden, Grußworte und Danksagungen zweisprachig waren, deutsch und hebräisch, gab es einen Simultanübersetzer, Michael Sternheimer, der sprach leise und unauffällig in ein Mikrofon, das er mit einer Zeitung abdeckte. Über Kopfhörer konnte man die jeweilige Übersetzung hören. Daniel Barenboim hatte angekündigt, in zwei Sprachen zu sprechen, blieb dann aber beim Deutschen. Ihm wurde neben einer Urkunde ein Gemälde überreicht, das eigens für ihn gemalt worden war. Wie auf der Pressekonferenz erwähnt wurde, kenne der Maler Herrn Barenboim, und er hatte einige Elemente in das Bild eingebracht, deren Bedeutung sich nur dem Maestro erschließen würde. Überreicht wurde es von Dr. Sarah Osacky-Lazar, Leiterin der Forschungsabteilung von Givat Haviva, und Mohammad Darawshe, dem Sprecher von Givat Haviva. Der sagte in seiner Rede: "Der Preis wurde Maestro Barenboim gegeben für die viele, langjährige Arbeit, für die Friedensgespräche der Israelis als Partner, und er hat etwas verfolgt und hat gesehen: Es gibt eine Alternative zu dem Konflikt. Aus dem Verständnis für Frieden ist Maestro Barenboim Botschafter des Friedens geworden, Botschafter von Veränderung und Sprecher von Tausenden Menschen auf beiden Seiten des Grabens, die in einen Dialog treten und sich mit Frieden befassen. Unmöglich ist Frieden ohne Ende der Besatzung. Ohne echte Gleichheit ist er nicht möglich. Es ist nicht möglich, Frieden zu haben, ohne gute Absichten." Herr Darawshe - ein Araber - sprach hebräisch. Er kommt aus der Nähe von Afula. Wir haben gemeinsame Bekannte. Er war der einzige, der die Besatzung überhaupt erwähnt hat. Sarah Osacky-Lazar sagte in ihrem Beitrag: "Vielleicht ist es die Musik: die universale Sprache, die in alles Fantasiervolle versunken ist und über die Alltagsschwierigkeiten hinweghilft. Ganz bestimmt ist die Persönlichkeit von Daniel Barenboim, sein Mut und seine Gradlinigkeit, seine Fähigkeit, alles zu sagen, was er möchte, ohne Angst, ohne political correctness, es ist der Geist der Freiheit des schaffenden, des schöpfenden Menschen. Das ist vielleicht

der Grund dafür, dass Maestro Daniel Barenboim zusammen mit seinem Freund Eduard Saïd – den ich die Ehre gehabt habe, näher kennen zu lernen, als er in Israel war – sich die Hand zu reichen für die Zusammenarbeit in dieser zerrissenen, schmerzenden Region. Um Klänge fallen zu lassen zwischen der jüdischen und der palästinensischen Jugend in einer Zeit von Blut, um ihnen erst einmal Hoffnung zu geben."

Zu den weiteren Reden, die mir gefallen haben, gehörte die des Vertreters der Palästinensischen Generaldirektion in Deutschland, Abdullah Hijazi. Darin sagte er: "Ihnen, Herr Barenboim, wird heute der Haviva-Reik-Friedenspreis für Ihr Engagement zur Aussöhnung zwischen Palästinensern und Israelis, ja zwischen Arabern und Juden verliehen. Ich kann mir keinen würdigeren Preisträger vorstellen. Ich freue mich, dass ich Ihnen aus diesem Anlass als Palästinenser aus Nablus für das danken kann, was Sie in meiner Heimat Palästina durch die Arbeit mit jungen Palästinenserinnen und Palästinensern tun! Mit Ihrer Arbeit, mit dem Aufbau eines Jugendorchesters, pflanzen Sie ein junges Pflänzchen der Hoffnung. Den jungen Menschen, die traumatisiert und geprägt sind von Gewalt, die sie im Alltag erleben. Dafür, verehrter Herr Daniel Barenboim, möchte ich Ihnen heute ganz besonders und von Herzen Dank sagen." Und Dagmar Schmidt, die Bundestagsabgeordnete und Vorsitzende von Givat Haviva Deutschland: "Unermesslich in seiner Wirkung ist (...) das Engagement unseres Preisträgers Daniel Barenboim vor Ort. Er gibt uns ein Beispiel dafür, wie es sein muss, will man junge Menschen auf die richtige Bahn bringen. Nicht nur das Erlernen eines Musikinstrumentes, das Entdecken der eigenen Fähigkeiten, ja vielleicht Begabungen, sondern auch das Zusammenspiel in einem Ganzen, prägt junge Menschen, lässt sie selbstbewusst einen geraden Weg suchen. Wer seine Anerkennung im Applaus für Leistung findet, der sucht sie nicht in der Zerstörung." Auch die Grußbotschaft von Dr. Ellen Ringier aus der Schweiz - eine frühere Preisträgerin - war angenehm. Darin heißt es: "Givat Haviva lebt ohne Zweifel einen Traum: Frieden zwischen Israel und Palästina. Und Sie und ich und wir alle, wir leben diesen Traum ebenfalls. So wie Millionen von Arabern und Juden sich jeden Tag und jede Nacht einem Traum hingeben: Frieden zwischen Israel und Palästina." Frau Ringier zitierte das Gedicht eines Kindes und stellte sich den Frieden vor, visualisierte ihn. Das war zwar nicht so intellektuell wie anderes, aber es war nah am Boden, ohne Schnörkeleien.

Die übrigen Reden und Grußworte fand ich nicht so besonders, zum Teil sogar destruktiv. In der Laudatio der israelischen Politikerin Dalia Pelossof-Rabin ging es darum, den Weg von Oslo wieder aufzunehmen. Es blieb abstrakt. Ähnlich in der Grußrede von Gavri Bar-Gil, dem Generalsekretär der Kibbuzbewegung HaArzti. Er nennt Oslo eine Weltanschauung und sagt: "Mehr und mehr Israelis und mehr und mehr Palästinenser verstehen, dass es keinen anderen Weg (als Oslo) gibt, und darum haben wir viele Gründe, optimistisch zu sein, trotz aller Schwierigkeiten, die uns gegenüberstehen. Wir sind näher als irgendwann vorher an dem Ziel, für das wir alle kämpfen." Klang nach müden Durchhalteparolen und Verzweiflung.

Der regierende Bürgermeister von Berlin, Klaus Wowereit, sagte in seiner Rede: "Berlin nimmt Anteil am Geschehen im Nahen Osten! Wir trauern um die vielen Menschen, die tagtäglich sterben, und ich sage auch, diese Selbstmordattentate sind so furchtbar, weil sie versuchen, ein öffentliches Leben zu zerstören. Israel ist es gewohnt, die Grenzen zu verteidigen, mit Militär sich auseinanderzusetzen. Aber dass Kinder, dass Frauen Selbstmordattentate begehen in dieser Art und Weise, ist eine riesige Gefahr für jedes öffentliche Leben und für jede öffentliche Freiheit. Und wir wissen als Deutsche gerade, und auch als Berliner, dass wir uns stets für das Existenzrecht Israels und für den Frieden im Nahen Osten einsetzen und werden dies auch mit allem Nachdruck tun." Mit dieser Rede hat der Bürgermeister von Berlin nicht nur mir vor den Kopf gestoßen, sondern auch einigen anderen, wie ich später in Gesprächen herausfand. Seine Aussage ist etwa so, als würde man über die britische Gesellschaft sprechen und sie einzig nach ihren Fußball-Hooligans beurteilen: "Solange es diese Hooligans gibt, wird es keinen Frieden mit England geben!" Das ist genau die Methode, mit der man sowohl die palästinensische (Pseudo-)Regierung, als auch und vor allem die palästinensische Zivilgesellschaft mundtot macht und den Frieden damit bereits im Ansatz verhindert, während der Krieg dadurch angestachelt wird. Über israelische Gewalt sagte Herr Wowereit kein Wort. Stattdessen nennt er das "Existenzrecht" (ganz offenbar inklusive der Menschenrechtsverletzungen) Israels, und erst danach den Frieden. Mir fiel spontan dazu ein, dass wir Deutschen aus bestimmten Gründen eine bestimmte Strophe unserer Nationalhymne abgeschafft haben und dass ich dies für eine richtige Entscheidung halte.

Das Grußwort von Bundespräsident Johannes Rau erschien mir inhaltslos: "Ich habe vor zwei Wochen eine Konferenz der politischen Stiftungen in Berlin eröffnet, bei der Israelis und Palästinenser gemeinsam über den Weg zum Frieden nachgedacht und diskutiert haben. Auch diese Veranstaltung verlief nicht im Konsens - um es vorsichtig auszudrücken. Bei allen Teilnehmenden der Konferenz aber bestand Einigkeit darüber, dass Frieden nur dann möglich ist, wenn sich beide, Palästinenser und Israelis, wieder auf einen Dialog einlassen, wenn sie im anderen den Partner für Frieden erkennen. Diejenigen, die den Frieden wollen, brauchen Verbündete auf beiden Seiten. Dass es solche Menschen gibt, Mitstreiter und Kämpfer für den Frieden, das hat Daniel Barenboims Arbeit eindrucksvoll unter Beweis gestellt." Sowieso schrieb Herr Rau noch: "Für die Tournee des Duos Rubin, das heute für Sie spielen wird, habe ich die Schirmherrschaft übernommen", was so klang, als wäre ich die Petersilie bei Shalom-Salam gewesen, oder die Staffage. Es hat mich verletzt. Vielleicht sollten wir uns für Shalom-Salam einfach Trio Smaragd nennen...

Die Worte der beiden Ministerpräsidenten und früheren Preisträger Sigmar Gabriel ("Noch immer dreht sich die Gewaltspirale in Israel, mal von der einen Seite, mal von der anderen Seite angestoßen, und hält dieses wunderschöne Land in Angst und Schrecken. Durch seinen Mut, seine Toleranz,

Intellektualität und seine Unerschrockenheit ist Daniel Barenboim ein Vorbild für uns alle.") und Kurt Beck ("Respekt vor der menschlichen Freiheit und Bindung an unsere Grundwerte - das sind die Voraussetzungen für Toleranz. Und Toleranz ist eine Bedingung für Frieden. Sie erfährt und praktiziert man am besten in persönlichen Begegnungen. Sie, sehr geehrter Herr Barenboim, haben über die 'Weltsprache' der Musik viele solche Begegnungen ermöglicht.") waren zwar nett, ich empfand sie aber nicht als progressiv. Das rhetorische "Mal von der einen Seite, mal von der anderen Seite" geht von zwei gleichberechtigten Seiten aus, und die gibt es nicht.

Wir hatten im Anschluss an die Verleihung unseren gemeinsamen Auftritt. Zuvor spielte das Duo Rubin ein Stück für Klavier und Cello. Sie waren ziemlich aufgeregt, besonders Gabriella, die in ihrer Einleitung als erstes bemerkte, dass sie ziemlich aufgeregt war. Sie sprach Herrn Barenboim direkt an und erzählte ihm, wie sie in ihrer Studienzeit in Ungarn Aufnahmen von ihm gehört hatte, die schwer zu bekommen waren, und wie wichtig Daniel Barenboim für sie in ihrem Leben ist. Er hörte den beiden aufmerksam zu, und ich freute mich mit ihnen über diesen Höhepunkt. Unser gemeinsamer Auftritt bestand aus den drei Gedichten aus Loving Jay (Das Geheimnis der Zeit, Das torlose Tor und Amphibien), die von Bachsequenzen durchteilt waren. Leider war Herr Barenboim da schon weg. Die Lyrik ist ziemlich gut angekommen, zwei Leute fragten gleich nach Büchern, darunter eine von den Prominenten.

Das war aber nicht Sabine Christiansen. Frau Christiansen war kürzlich in Palästina und Israel. Sie hat dort neue Kenntnisse von der Situation am Ort erworben, und dies war auch der Grund, warum sie bei dem Barenboim-Event zugegen war. Ich fand, dass es eine stilvolle Geste war. Ich sah sie zum ersten Mal und auch nur aus der Entfernung, so wie ich auch nicht zu Herrn Barenboim gegangen bin, weil da schon viele Leute um ihn herum standen und ich ihm nichts Spezielles mitzuteilen hatte, außer meiner Anwesenheit und meinem Applaus.

Das Krokodil aus Kiel

Wenn mir jemand einen Monat zuvor gesagt hätte, dass ich an diesem Tag Daniel Barenboim sehen und das Krokodil aus Kiel für ihn lesen würde, hätte ich es kaum geglaubt. Aber es ergab sich wirklich so. Das Krokodil hatte ich gerade zu Ende geschrieben, sieben gereimte Folgen. Der Maestro wurde im Saal im Sorat-Hotel erwartet, die Leute saßen schon an den zehn oder zwölf Tischen, und der erste Gang kam gerade herein. Alex Elsohn, der die gesamte Veranstaltung koordiniert und organisiert hat, meinte, wenn ich Lust hätte, könnte ich jetzt das Krokodil lesen, dann würde keine Pause entstehen. So geschah es auch. Das Krokodil aus Kiel fraß ungeheuer viel. Das ließ sich leicht erklären: Es musste sich ernähren. Ich habe es in ein oranges ZDF-Mikrofon gesprochen und noch ein blaues vom Bayerischen Rundfunk und noch ein drittes. Gefilmt wurde es auch. Was wohl die Kieler davon gehalten

hätten, wenn sie daran Anteil gehabt hätten? In Kiel gabs niemals Krokodile, meinten viele. Andere verwiesen auf finanzielle Krisen... Es war eine weitere Kielerin am Nebentisch, Barbara, die mit einem der anwesenden Köche für den Frieden verschwägert ist und mitgefeiert hat. Daniel Barenboim hat das Krokodil aber nicht gehört. Obwohl, Alex erzählte mir später, dass er ihn am Eingang abgeholt hat, und dass Herr Barenboim gefragt haben soll, wer da lese. Als Alex es ihm sagte, meinte er angeblich, er hätte schon mal von mir gehört. Na gut, das konnte alles Mögliche bedeuten.

Is wieder Wind, is wieder Wind, das Krokodil liebt jedes Kind. Das grüne Krokodil mag gerne Eis am Stiel. Es kaut auch Petersil. Ich denk, ich glaub, ich schiel. Es hat nen großen Appetit auf alles, was nicht zeitig flieht. Es ist nicht mehr zu retten. Versteckt euch in den Betten. Beim Vorlesen hatte ich das Gefühl, dass die Anwesenden zum Teil erstaunt über die Wahl des Genres waren. Welches Genre ist das eigentlich? Ich fand es passend, weil es so schön grün schräg dazwischensauerte. Wie schnell manchmal die Zeit verstreicht bei Lit'ratur und Spiel, dachte das Reptil. Ich sah links vor mir den Simultanübersetzer. Den hatte ich ganz vergessen. Ich hätte ihn vorwarnen sollen. Als ich fertig gelesen hatte, kam ich direkt an ihm vorbei auf dem Weg zu meinem Platz. Ich musste lachen, klopfte ihm auf die Schultern und sagte, dass ich es ihm wohl nicht gerade leicht gemacht habe. Er grinste mich an. Etwas später fragte er, ob ich so ein Krokodil für ihn hätte. Das war ein schönes Kompliment.

Im Laufe der drei Tage, in denen es mir vergönnt war, im Sorat zu logieren, habe ich ungefähr zwanzig Krokodilhefte verteilt. Sie waren druckfrisch und ganz neu, nur die Kieler Presse wusste bislang davon, und das Kulturamt und ein paar Leute in Kiel, die zufällig eins der Kroko-Logos an einer Ampel haben kleben sehen. Die Kieler Woche war noch im Gange und am Tag zuvor hatte ich "Das Krokodil auf der Kieler Woche" geschrieben, als ich noch in der Nacht der Fertigstellung des letzten Teils einen Spaziergang durch die Stadt machte und ein paar Krokodilhefte an die Kieler Szene verteilte. Es war ein Spaß. Solche Aktionen sah ich als eine angenehme Pflicht des Schriftstellers an. Für ein paar Stunden war es so, als würde ich dazugehören. Ich träumte schon immer davon, mal irgendwo dazuzugehören. Seit diesem, eigentlich schon seit dem letzten Jahr gelingt das zunehmend. Bei Shalom-Salam habe ich richtig dazugehört. Ohne mich verbiegen zu müssen. Ohne mein Wachstum bremsen zu müssen.

Am Vorabend der Preisverleihung saßen wir bereits an einem großen Tisch zusammen, die Köche für den Frieden, Alex Elsohn, Dagmar Schmidt, Martin Forberg, Michael Krebs und Petra, der Kulturmanager Rafael Brown, der ebenfalls an der Friedenspreis-Idee beteiligt war, Gavri Bar-Gil von der Kibbuzbewegung, Mohammad Darawshe und Sarah Osacky-Lazar von Givat Haviva, der Hotelmanager Michael Eiser und seine Frau, Reuven von der Golan Heights Winery, Rainer Strobel, der stets fröhliche Hotelchef, der ab und zu aus der Küche kam und mit seinen Kollegen Witze machte, und

bestimmt habe ich noch welche vergessen. Ich glaube Stefan. Zwischendurch sind Alex, Talli Inbal und ich aufgestanden und zu einem anderen Hotel gefahren, wo Frau Ringier uns erwartete. Sie war mit Freunden aus der Schweiz gekommen. Wir kamen passend zum Dessert, einer Komposition aus Tiramisu mit großer Deko. Wir wurden vorgestellt und saßen am Kopfende des Tisches, wo für uns namentlich reserviert war. Ich hatte ehrlich gesagt keine Ahnung, was mich erwartete. Das Gespräch verlief auf Englisch, weil Talli kein Deutsch spricht. Sie ist Israelin und hat ein eigenes Fischrestaurant in der Nähe von Haifa. Schon im letzten Jahr war sie in Deutschland bei einer Veranstaltung in Niedersachsen. Es ist mutig von ihr, denn sie hat im Krieg Verwandte in Deutschland verloren. Aus dem Gespräch am Tisch von Frau Ringier hielt ich mich heraus. Ich habe auch nicht viel davon behalten, hatte genug damit zu tun, die Leute vor mir am Tisch wahrzunehmen. Es war eine noble Gesellschaft und ein großes Hotel. Wir wurden sehr herzlich aufgenommen. Als wir wieder zurückmussten, schenkte ich Frau Ringier ein Krokodil und ihrer Freundin auch. Zurück im Sorat-Hotel aßen wir weiter. Man hatte uns unsere Portionen aufgehoben. Es war eine illustre Runde. Wieder merkte ich, dass ich ziemlich lange allein gewesen war, denn ich war so viele gleichzeitige Eindrücke nicht gewohnt. Ich verteilte die restlichen Krokodile und las Dagmar Schmidt den Schluss des letzten Teils vor: "So war der Abschied vom Reptil durchaus ambivalent: Die einen freuten sich in Kiel, die andern ham geflennt. Kroko wurde dann am Ende zur historischen Legende, so wie Jack the Ripper, Lassie oder Flipper."

Ich war wirklich froh, dass ich Kroko dabei hatte, denn es hatte erfrischend wenig mit dem Nahostkonflikt zu tun. Wenn man sich zu lange nur mit "der Sache" beschäftigt, wird man verrückt. Als wir am Abend nach der Preisverleihung bei Stefan zu Hause zusammen grillten, erzählte mir Alex, dass der Mann hinter dem Tresen ein echtes Krokodil besaß. Klar, dachte ich, wer nicht? Aber es stimmte tatsächlich. Der Mann trug einen Zwirbelbart. Er sagte, dass seine Frau und er Krokodile derart interessant finden, dass sie eines bei sich zu Hause halten, in einem eigenen Raum mit allen möglichen exotischen Sachen, damit es sich wohl fühle. Seine Frau bestätigte diese Aussage. Ich händigte ihnen ein Exemplar aus und bekam dafür einen Absinth eingesehenkt.

Ideal und Realität

Eine Reihe von prominenten israelischen Beobachtern hat in den letzten Monaten und Jahren mit zum Teil scharfen Worten auf die negative Entwicklung des Landes aufmerksam gemacht, so Avraham Burg, Jossi Beilin, Moshe Zuckermann und andere. Die Diskrepanz zwischen dem klischeehaften "Asyl aller Juden" und dem realen, handelnden Staat ist durch die Jahre und Jahrzehnte größer geworden. Beide heißen Israel. Daniel Barenboim hatte gesagt: "Die einzige Sicherheit und die einzige Stärke für Israel und für das jüdische Volk ist die Akzeptanz durch die Nachbarn. Wenn wir das nicht

schaffen, sind nicht die Palästinenser in Gefahr, sondern wirklich die Zukunft des Staats Israel." Ich fragte mich, wie viele Leute im Saal verstanden hatten, was er damit meinte. DASS er es so meinte. Dass es DIESEN Staat in dieser Form bald nicht mehr geben könnte, weil er sich selbst zerstört. In Gewaltfragen ist Israel stärker, das ist unbestritten. Sie haben Atombomben und eine hoch ausgerüstete Armee. Man muss das anerkennen. Es gibt keine militärische Kraft, die es mit Israel aufnehmen könnte. Man sollte vielmehr an dem Punkt ansetzen, dass die Israelis nicht glücklich sind. Das fällt mir bestimmt wesentlich leichter als Palästinensern, die nicht in einem sicheren Land wie Deutschland leben, sondern in Palästina oder Israel, im Kriegsgebiet.

Israelis und Juden tragen offensichtlich schwer am Klischee des wehrhaften Juden. Sich nichts gefallen lassen. Die eigene Existenz sichern. Es ist ein Stereotyp, eine Rolle. Es ist klar, wo es herkommt, aber es ist dennoch nie ein Erfolg, wenn Klischees durch Gegenklischees ersetzt werden. Man entfernt sich nur vom Menschen, der sich eben nicht in Schubladen pressen lässt. Außerdem bedarf die Rolle des wehrhaften Juden zwangsläufig einer Komplementärrolle, denn gegen jemanden müssen sie sich ja wehren. Die Existenz der Palästinenser muss die Israelis eigentlich komplett verwirren, denn die Palästinenser passen einerseits gut in die benötigte Komplementärrolle, andererseits kann sie niemand besser verstehen als Juden beziehungsweise Israelis. Denn wenn jemand um sein Existenzrecht kämpft, dann die Palästinenser. Es ist kaum bestritten, dass sie keine Souveränität besitzen und entweder unter Besatzung leben, im Exil oder im Staat Israel, wo sie aufgrund ihres Nichtjüdisch-Seins diskriminiert (=unterschieden) sind. Solange Juden in Klischees gesteckt werden oder sich selbst in solche hineinstecken, solange sind sie isoliert, andersartig, exklusiv. Damit scheitert auch die Identitätsfindung. Echte Identität braucht notwendig Freiheit, um zu wachsen, sie lässt sich nicht von oben bestimmen. Selbst dann nicht, wenn man Atombomben hat. Wenn das neue Israel (wie immer es auch heißen mag) einen jüdischen Charakter haben sollte, dann deshalb, weil dort freie Juden leben. Und nicht, weil es auf einem Stück Papier steht.

Es reicht aber nicht aus zu konstatieren, dass Israel wegen der Unvereinbarkeit von Ideal und Realität in sich zerbricht. Herr Barenboim betonte in seiner Rede, dass Veränderungen von uns selbst ausgehen müssen: "Vielleicht das Schlimmste in unserer Gesellschaft heute ist, dass wir ertragen, dass Menschen schweigen und dass Menschen inaktiv bleiben. Immer mit der Begründung, es muss von irgendwo anders kommen. Es kommt nie von irgendwo anders. Es kam nie von Gott, es kam nie von den Königen, nie von den Präsidenten, es kam immer von den Menschen." Wenn dieser Wahnsinn vorbei ist, wird es endlich Sicherheit für Israelis/Juden im Land geben können, ebenso wie für alle anderen Menschen. Sicherheit kommt von innen, nicht von außen. Das haben mehrere Redner im Sorat-Hotel betont, Herr Barenboim und auch Frau Pelossof-Rabin. Die Palästinenser haben sich schon seit Jahren mit der Existenz des Staates Israel abgefunden, das ist

bekannt. Selbst viele der Extremen, auf die die Kameras gerichtet sind. Aber vor allem die Zivilgesellschaft, auf die keine Kameras gerichtet sind, weil sie nicht dem (benötigten Gegen-)Klischee entspricht. Israels Existenzrecht steht beziehungsweise stand schon lange nicht mehr real in Frage. Die Israelis hatten es bereits geschafft, sich innerhalb der es umgebenden Länder durchzusetzen. Sie wussten aber danach nicht mehr weiter. Und jetzt? Wie macht man als wehrhafter Mensch eigentlich Frieden? Aus den Gräueln des Holocaust war ein starkes Sicherheitsbedürfnis entstanden, das mit der neuen Tugend der Wehrhaftigkeit einherging. Eine hinreichende Kommunikation zwischen Deutschen und Juden hat es nicht gegeben, weil die Gesellschaft bis heute nicht weiß, wie man mit Schuld umgeht. Sie lebt nach materiellen Maßstäben und versteht nicht viel von Heilung, kratzt stattdessen gern die alten Wunden auf, weil sie so jucken und erwartet noch Aufmerksamkeit dafür. Der deutsch-jüdische Konflikt ist lange nicht bewältigt. Er schwebt im Raum. Dieses Kontrolldrama hat sich längst auf die Palästinenser übertragen. Der Krieg zwischen Israelis und Palästinensern, nein: Arabern, ist weitgehend ein Resultat der unbewältigten deutsch-jüdischen Vergangenheit. Es handelt sich in meiner Einschätzung (und natürlich mache ich mir Gedanken, denn ich will verstehen, warum meine Verwandten diskriminiert werden) um eine Fortführung des Zweiten Weltkriegs in Form eines Kontrolldramas und hat nichts mit irgendwelchen Palästinensern zu tun. Wäre der Judenstaat in Südamerika errichtet worden, was wäre dort anders gelaufen?

Kulturelle Identitäten

Am Abend nach der Preisverleihung trafen wir uns in der Lobby vom Sorat-Hotel und warteten auf die Autos, die uns zu Stefan nach Haus brachten, außerhalb von Berlin, wo es eine Grillparty gab. Die Chefs for Peace waren sehr müde, meinten aber, dass sie später wieder wach würden. Wir fuhren eine knappe Stunde. Die Party war gelungen, viele Leute aus unterschiedlichen Kulturen waren dabei. Sie aßen zusammen und unterhielten sich. Ich sprach mit einigen Leuten, darunter Frau Osacky-Lazar, die gutes Arabisch spricht. Sie ist Historikerin und erzählte mir, dass sie darüber nachdachte, über ihre eigene Geschichte zu schreiben. Ich versuchte sie dazu zu ermutigen. Bestimmt hatte sie viel zu erzählen. Ich sagte ihr, dass ich es lesen würde. Während vor der Tür zum Garten das Barbecue im Gange war und sich die Teller füllten, kamen wir auf das Thema Musik, und als sie erfuhr, dass ich Songwriter bin, wollte sie einen Song hören. Stefan besorgte eine Gitarre von seinem Nachbarn und drückte sie mir in die Hand. Ich war nicht sicher, ob es eine gute Idee war, aber was sollte ich machen? Ich spielte "Wie oft wirst du es noch tun". Leider hatte ich die Gitarre nicht richtig gestimmt, was ich erst bemerkte, als es zu spät war. Ich hielt durch, aber es war mir doch etwas peinlich. Neben mir saß ein lustiger Niederländer, der mich fragte, ob ich "Proud Mary" von Creedence Clearwater Revival /Ike und Tina Turner spielen könne. Natürlich kann ich "Proud Mary" spielen. Ich stimmte kurz durch, diesmal richtig, und fing mit dem Intro an. Der Holländer sang ganz gut,

ich sang mit ihm und beim Refrain die zweite Stimme. Ich habe keine Ahnung, wie dieser Mann zu uns gestoßen war, ich glaube, das wusste keiner. Aber es war gut, auch jemanden aus den Niederlanden dabei zu haben. Während der Tour war es das zweite Mal. In Wesel war auch einer, der kam kurz vor der Aufführung in unsere Garderobe und hat uns vollgetextet. Er hatte irgendwelche Pläne mit uns, konnte sie aber nicht genau beschreiben.

Mit "Proud Mary" wurde der kulturelle Unterschied zwischen Ost und West innerhalb der Gruppe klar, denn es gab einige, für die dieser Song zum Kollektivgedächtnis gehörte, und andere, die ihn nicht kannten und sich wunderten, dass wir den Text auswendig wussten, der Niederländer und ich. Währenddessen saß Mohammad Darawshe im Nebenzimmer und sah sich die Fußballergebnisse an. Gegen Ende tanzte ich mit Barbara aus Kiel. Ich hatte schon seit Jahren nicht mehr getanzt, nur allein. Mit Martin Forberg sprach ich am längsten. Mit ihm konnte ich mich richtig festquatschen, das passierte auch öfters. Wir stimmen politisch nicht überall überein, aber in den wesentlichen Dingen schon. Wir sprachen über Politik, ich fragte ihn auch nach seiner bevorzugten Musik. Auf der Rückfahrt nach Berlin redeten wir die ganze Zeit. Mir war der Punkt wichtig, dass die im öffentlichen Diskurs unterschwellige Definition von Juden als potenziellen Opfern von Antisemitismus eine negative und abgrenzende Definition ist, die sich nicht positiv auf jüdische Identität auswirken kann. Er erzählte mir, dass er im Sorat-Hotel an diesem Tag im Vorübergehen Fatima Mernissi gesehen habe. Er erinnerte mich daran, dass in der Stadt gerade eine Konferenz über arabische Medien stattgefunden hatte. Dann war es also doch Kai Hafez, den ich in der Lobby des Sorat gesehen hatte, ein Islamwissenschaftler. Ich war mir erst nicht sicher. Zufälle gibts...

Während der Tournee hatte ich so häufig und intensiv mit Juden und Israelis zu tun wie selten zuvor. Nach all diesen Erfahrungen hatte ich neue Assoziationen zum Begriff "jüdisch". Es gab Dinge, die zum Beispiel Ithay und Herr Eiser vom Sorat und Herr Ben Hur von Daimler gemeinsam zu haben schienen. Es ist kaum in Worte zu fassen, ich kann es jedenfalls nicht. Vielleicht später. Es ist aber bestimmt etwas anderes als das, was zum Beispiel die jüdische Zeitung Hagalil unter "jüdisch" versteht. In einem ihrer Newsletter las ich im August 2004: "Was gibt es Jüdisches als den Diskurs, die dialektische Diskussion, das ständige sich und alles andere, die eigenen Positionen in Frage stellen, die unentwegte Reflexion, das Streitgespräch, das in Worten Grenzen überschreiten lässt, die Herausforderung durch das unsanktionierte Reden, welches die Antennen für Gefahren und Chancen schärft?... Dialog, Diskurs. Dialektik... Ein ständiges Streiten und Argumentieren, das trotz aller Vorwürfe die gemeinsame Basis nie in Frage stellt..." Das ist ein Klischee, das Klischee vom dialektischen Juden. Paul Spiegel verwendet es auch, wenn er die Juden "ein demokratisches Völkchen" nennt (siehe Kapitel 3). Dieses Klischee geht einher mit der Vorstellung von Israel als "einziger Demokratie im Nahen Osten". Tatsächlich gibt es in Israel demokratische Elemente wie Wahlen und Pluralismus sowie

antidemokratische wie Besatzung, Kriegsrecht, Sippenhaft, Folter, Tötungen, Missachtung von UN-Resolutionen, Diebstahl, Willkür und Segregation.

Es gibt Charakteristika, bei denen ich manchmal denke: Typisch arabisch! Typisch deutsch! Typisch amerikanisch! Typisch israelisch/jüdisch. Typisch palästinensisch! Typisch englisch! Das sind Verallgemeinerungen und Typisierungen, wie sie wohl jeder kennt. Wenn es um negative Charakteristika geht, hinterfrage ich sie prinzipiell: Wie komme ich darauf? Welche Spezifika aus welchen Situationen extrapoliere ich hier und warum? Welcher Teil aus meiner individuellen Persönlichkeit wird hier angesprochen? Dies ist Teil der Auseinandersetzung mit Kulturen. Das "Typische" ist ein zweischneidiges Schwert. Einmal war ich für kurze Zeit verletzt, weil ich zu einer Sache eingeladen wurde "und dazu ein waschechter Palästinenser aus Ramallah". Ich fühlte mich plötzlich minderwertig. Ebenso zweischneidig ist das Wort "palästinensischer als die Palästinenser", von dem ich eingangs erwähnte, dass ich es nur als schön empfand, wenn es aus der eigenen Familie kam, und auch das nur, weil es mir das Gefühl von Akzeptiertheit gibt. Am Vergleich "Deutscher als die Deutschen" merke ich, dass solche Begriffe nicht funktionieren. Gleichzeitig braucht man gewisse Klischees, um die Komplexität von kulturellen Identitäten begreifen zu können.

Was hat es auf sich mit kulturellen und landesbezogenen Kollektiv-Identitäten? Mit dieser Frage beschäftige ich mich schon lange. Ich trage einen Namen, der in meiner Umgebung auffällt. Den viele nicht aussprechen können. Ich bin Deutscher, denn ich bin in Deutschland aufgewachsen und sozialisiert, vom Kindergarten über Schule und Zivildienst bis zum Magister. Mein Blick geht aber über Deutschland hinaus, weil mein Vater in Palästina aufgewachsen ist und meine Mutter in Königsberg geboren. Weil ich mit der Musik aus New Orleans und aus Memphis groß geworden bin. Weil ich meinen Humor an britischen Comedy-Kassetten geschult und auch eine Sehnsucht nach Frankreich habe. Weil ich Alexandria liebe und in Bagdad am Tigris Schach gespielt habe. Weil die Welt so unglaublich reich ist, voller Wunder und liebenswerter Menschen und Dinge.

Kulturelle Identitäten kann man sich aneignen, so wie sich Schauspieler eine Rolle aneignen. Natürlich muss die Rolle passen und authentisch sein, sonst macht es keinen Spaß. Normalerweise lernt man solche Identitäten aber im täglichen Leben. Durch das Studium und zahlreiche Erfahrungen in arabischen Ländern und mit Arabern habe ich eine arabische Identität sozusagen nachgeholt. Mein erstes Arabisch habe ich mit sechzehn gelernt, in der (von den Amerikanern 2003 teilweise oder ganz zerbombten) Mustansiriyah-Universität. Die Dozenten haben nur Arabisch gesprochen, von Anfang an, und uns die Vokabeln zunächst vorgespielt, weil wir noch keinen Wortschatz hatten. Wir waren eine Klasse von Ausländern, die Arabisch lernten, darunter Studenten verschiedener Altersgruppen und von fünf Kontinenten. Es ist keine einfache Identität für mich, denn ich brauche eine andere Freiheit als sie in arabischen Gesellschaften üblich ist. Ich habe viel

Kritik am Osten. Besonders in der Frage der Gewalt und Obrigkeit habe ich häufiger Schwierigkeiten mit der Mainstream-Meinung von Arabern und Muslimen. Auch ist es - wie wohl in allen Kulturen - so, dass man teilweise eher akzeptiert wird, wenn man nur ein paar Brocken der Sprache kann. Spricht man hingegen gut, fallen plötzlich die Fehler auf. Seit mein Vater und ich unseren Konflikt überwunden haben, fällt es mir allerdings wieder leichter. Manchmal fühle ich mich wohler mit Arabern als mit Deutschen, weil ich Araber auf bestimmten Ebenen als kommunikationsfreudiger und spiritueller empfinde als Deutsche. Sie verstehen meine religiösen Gefühle meist besser, egal ob es Muslime, Christen oder Juden sind. Den historischen Bezug allerdings habe ich mir selbst angeeignet. Das arabisch-islamische Mittelalter zum Beispiel mit seinen Denkern und Dichtern, das ist Teil meiner eigenen Kollektiv-Geschichte geworden, ebenso wie das europäische. Im Grunde bin ich ein Eroberer.

Ich habe auch eine amerikanische, eine englische, eine französische Identität. Auch eine israelische Identität. Vor einigen Jahren las ich auf dem Hagalil-Board im Internet einen Appell an Außenminister Fischer, sich stärker für den Frieden in Israel/Palästina einzusetzen. Hagalil ist eine jüdisch-deutsche Zeitung aus München, die oft mit der taz zusammenarbeitet. Es sind bei Hagalil schon viele Sachen veröffentlicht worden, die mich abgeschreckt haben. Dieser Appell machte mich aber neugierig, und ich las mir die Beiträge der Mailing-List durch, wollte wissen, was das für Leute waren. Ich las in einem Gemisch aus gutem Willen, Intelligenz und auch Aggression. Einige der Beiträge waren diskriminierend, also bin ich in die Mailing-List eingestiegen und habe einige Tage lang meinen Senf dazugegeben. Schnell bekam ich Feedback, sowohl öffentlich, als auch hinter den Kulissen. Schön, dass du da bist! schrieben mir zwei oder drei Leute, dann wird die Diskussion ausgeglichen. Lange wirst du es hier wahrscheinlich nicht aushalten, meinten andere. Offenbar hatten es schon vor mir Palästinenser "versucht". Mein Anliegen war, zu zeigen, dass es Palästinenser gibt und dass sie Menschen sind, genauso wie Juden und Israelis. Es war ziemlich anstrengend und erforderte hohe Konzentration und Aufmerksamkeit. Schon bald hatten ein paar Spezialisten kritische Zitate über den Zentralrat aus meiner Homepage über den Sender gejagt: "Hier, das ist der." Ich musste also einen diskursiven Schutzwall errichten. Super-anstrengend. Ich postete dann "Worte für Beide", ein Stück, zu dem mich diese Öffentlichkeit inspiriert hat. Jemand meinte, ich könne ja zu Uri (Avnery) gehen.

In diesem Moment geschah etwas Sonderbares: eine neue Identität erschien in mir. Mein Bewusstsein veränderte sich. Ich hatte dieses Kollektiv absorbiert und mich ihm formal angepasst. Ich empfand die Schrift der Mailing-List als stilvoll. Ich erkannte in diesem Kollektiv einen Stil, eine Kultur, die ich mir aneignen konnte. Man kann das mit Worten nicht gut beschreiben, es ist kein intellektueller Prozess gewesen. Als hätten sich einige Synapsen in meinem Hirn neu verbunden, als wären Straßen in meinem Bewusstsein entstanden. Ich war jetzt Israeli. Der Gedanke machte mir zunächst Angst. Ich

rationalisierte diese Angst, und sie hatte keinen Bestand. Meine Persönlichkeit war gefestigt, ich brauchte keine Angst davor zu haben, korrumpiert zu werden. Ich bemerkte, dass ich als Israeli Jude war, dass "Israeli" kaum etwas erklärte. Es war nur eine Form, um das so schwer fassbare Judentum in Strukturen zu bringen, es war ein Versuch, ein Entwurf, eine Soll-Identitätsfindungs-Stelle. Meine Grundsätze und Ansichten haben sich dadurch nicht im Mindesten verändert, im Gegenteil, sie wurden nur gestärkt. Aus der Mailing-List bin ich aber bald schon wieder ausgestiegen, denn es war zu anstrengend, und es gab auch keine Entwicklung der Diskussion. Mit einem Stück Literatur bin ich wieder herausgekommen, es gab dort nichts mehr zu tun. Ich bekomme allerdings bis heute unaufgefordert die Hagalil-Newsletter per Email zugeschickt, wahrscheinlich vermissen die mich.

Falckenstein

(06.08.2004) Während der letzten Wochen war ich damit beschäftigt, die Tour-Erinnerungen aufzuschreiben. Nun war das Buch fast fertig. Das Manuskript lag neben mir in der Sonne. Eine einlaufende Fähre tutete laut den Schwimmern zu, die sich in der Nähe des Stegs im Wasser aufhielten. Es war hell. Ein kühler Wind flog über den Strand, ich zog mein schwarzes T-Shirt wieder an. Falckenstein. Es war die richtige Entscheidung, heute noch einmal herzukommen, nachdem ich gestern einen Auftritt im Sommercamp der "Föderation der demokratischen Arbeitervereine" (DIDF) hatte. Dieser Dachverband wurde vor 25 Jahren gegründet, um die Interessen der türkischen Arbeiter in Deutschland organisiert zu vertreten. Ungefähr 300 Jugendliche aus ganz Deutschland waren für eine lange Woche nach Kiel/Falckenstein gekommen. Es gab ein kulturelles und akademisches Programm, darunter Musik am Lagerfeuer, und ich wurde von Attac-Kreisen eingeladen. (Wobei, wenn ich "Attac" sage, ich das Netzwerk meine, nicht den Kader.) Es war mir ein Vergnügen, und ich brauchte auch Praxis. Gestern Abend war das. Auch den brandneuen Song spielte ich, "Give Your Lonely Heart Away", von dem Björn gesagt hat, er sei einer meiner besten. Mit Björn Högsdal von AssembleArt nahm ich gerade den Krokodil-Jingle auf, er ist Rapper und Schriftsteller und organisiert mit zunehmendem Erfolg kulturelle Veranstaltungen in Kiel.

Es ist schon eine seltsame Sache mit der Inspiration: Am Freitag bekam ich nach fünf Jahren eine Mail von Nina (Name von der Redaktion geändert). Am Samstag zog es mich zur Gitarre, gegen Abend hatte ich ein paar neue Motive gefunden und um zwei Uhr morgens war der Song fertig, ohne dass ich die Absicht gehabt hatte, etwas zu schreiben. Wie in alten Zeiten. Seit zwei Jahren hatte ich keinen Song geschrieben. Nina ist in diesem Buch nicht ganz fehl am Platz, weil sie auch an der Entstehung von "Wie oft wirst du es noch tun" beteiligt war. Wie macht sie das nur? Wir sollten einen Laden zusammen aufmachen und uns die Kohle teilen. Aber darüber durfte und wollte ich nicht weiter nachdenken. Ich analysierte mich. Fühlte mich nicht hundertprozentig

wohl. Mir lag einiges auf der Seele, vor allem dieses Manuskript. Konnte ich es jetzt abschließen? Über mir krächzte eine Möwe. Vor mir die Wellen, hinten der bewaldete Hügel, mit dem Areal des Sommercamps. Ich legte meine Hand auf das Deckblatt des Manuskripts und schloss die Augen. Hatte ich noch etwas zu ergänzen? Hatte ich nichts verschwiegen, war ich in den kritischeren Passagen gerecht?

Im Geiste ging ich alles noch einmal durch. Ich wollte eigentlich mehr über Konfliktlösungen geschrieben haben. Das hieße aber, über die Familie zu schreiben, denn letztlich war die Schlichtung mit meinen Eltern nach fünf Jahren des substanziellen Konflikts das wesentliche Ereignis, das mir seitdem Hoffnung macht und mich zu der Überzeugung gebracht hat, dass jeder Konflikt lösbar ist. Dann aber hätte ich auch über meine Schwestern schreiben müssen und die deutsche Verwandtschaft, und das wollte ich nicht. Gerechterweise muss man sagen, dass "Jeder Konflikt kann gelöst werden" nicht gleich bedeutet, dass jeder Konflikt tatsächlich gelöst wird, nicht einmal, dass jeder Konflikt gelöst werden sollte.

Ich wollte auch noch etwas schreiben über den Umgang mit Aggressionen, aber das lasse ich jetzt. Ebenso wie die Geschichte eines amerikanischen Freundes, der sich seit dem Elften September stark verändert und einen befremdlichen Nationalismus gepaart mit Feinddenken entwickelt hat. Ich sah Parallelen zu einigen Themen der Tour-Erinnerungen, wo es um die Verklärung von wehrhaften Staaten geht. Den Sudan wollte ich zumindest erwähnen, denn seit Monaten schockiert mich die Tatsache, dass die UNO und die Welt so komplett versagen, nachdem sie doch gelernt haben könnten. So viele Menschen sterben jeden Tag, das kann man nicht mit ansehen! Ich bin davon überzeugt, dass es auch bei solch schwierigen Konflikten gewaltlose Lösungen gibt. Wenn sich die Leute nur zu gemeinsamen Werten bekennen würden. Das ist die Voraussetzung, und sie ist nach meinen Erfahrungen sehr realistisch. Dafür brauchen wir Dialoge und Signale des Vertrauens. Bei diesen Gedanken spürte ich ein Drängen, "Omega 5" zu Ende zu schreiben, den Roman, in dem es um eine alternative Gesellschaftsform mit einer gewaltlosen Tradition geht.

Hatte ich noch Ereignisse von der Tour nachzutragen? Vielleicht, dass wir von Babel-TV aufgenommen worden sind, bei der Sonderveranstaltung im Jüdischen Gymnasium in Berlin. Ich unterhielt mich mit dem Babel-TV-Mann, der mir erzählte, dass es sich um einen jüdischen Sender handelt, der Veranstaltungen überträgt und ähnliches. Bei dieser Veranstaltung in Berlin hatte ich ein kleines Presse-Erlebnis, von dem ich nicht erzählt habe. Wir wurden vorher interviewt und fotografiert. Die Fotografin hat uns in Posen dirigiert, noch mal so, jetzt wieder so. Und Sie jetzt mal bitte mit dem Kinn hier rüber usw. Nach etwa 20 Fotos konnte ich nicht mehr. Ich entschuldigte mich und ging vor die Tür, wo ich mehrfach tief durchatmete. Dann kam ich - zur Erleichterung des Duo Rubin - wieder herein. Ich murmelte etwas davon, dass ich mit den Zeiten der Herumkommandierterer im Grunde abgeschlossen hatte,

dass ich aber schon darum bemüht war, konstruktiv zu sein. Es ging dann auch wieder. Über das Duo Rubin habe ich nicht alles geschrieben, was ich erlebt habe, sondern nur thematisch Relevantes und einige menschliche Eindrücke. Das muss man beim Lesen berücksichtigen, falls etwas distanziert klingt. Ach so, folgendes habe ich vergessen: Als ich Ithay und Gabriella in Berlin eines Abends Gute Nacht gesagt hatte und mich ins Zimmer zurückziehen wollte, fragte ich Ithay, ob ich die halbe Wasserflasche für die Nacht mitnehmen könne. Da meinte Ithay: "Natürlich, ich gehöre doch nicht zu den Leuten, die den Palästinensern das Wasser wegnehmen." Das fand ich bemerkenswert lustig.

Was noch? Sollte das Chefs-for-Peace-Interview, das ich gerade geführt hatte, mit in das Buch? Ach nein, es steht bereits auf Anis Online. Reuven von der Golan Heights Winery, das war eine interessante Begegnung, immerhin arbeitet er auf besetztem Gebiet. Er sagte, wenn sich die Verhältnisse im Golan ändern, habe er kein Problem damit, nach Israel fortzugehen, wenn es dem Frieden diene. Das war akzeptabel. Zu dem Projekt "Kinder lehren Kinder" von Givat Haviva habe ich die Anmerkung vergessen, dass "Kinder lernen von Kindern" mir besser gefallen würde, weil es nicht so didaktisch klingt. Ich glaube nicht wirklich an Didaktik, sie ist oft nah an Obrigkeitsdenken. Wer lehrt, bestimmt, wer lernt, gehorcht. Das muss nicht so sein, wird aber in der Praxis häufig so ausgenutzt, manchmal bewusst, manchmal unbewusst. Dabei schließe ich mich selbst nicht aus, ein Grund, warum ich am Liebsten künstlerisch arbeite. Soviel zu den Nachträgen. Was war mit den politisch relevanten Stellen des Manuskripts? Wieder ging ich im Geiste das Buch von vorn bis hinten durch. Ich hatte einige Passagen bereits mehrfach überarbeitet. Ich wollte es so schreiben, dass ich die Öffentlichkeit damit erreichen konnte und gleichzeitig mit meiner Meinung und Analyse nicht hinter dem Berg halten. Ging das überhaupt? Ich wusste es nicht. Das Rad würde sich bestimmt drehen. Mein Karma würde sich mit der Veröffentlichung des Manuskripts verändern. Wohin? Ich wusste es nicht. Eine Vertraute, Sabine Yacoub, las die letzten Kapitel jetzt, bevor ich sie an die Hauptbeteiligten der Tour mailte. Ich nahm mir vor, das Manuskript danach eine Woche ruhen zu lassen und an Elvis' Todestag, am 16. August, ins Netz zu stellen. Es sollte endlich raus. Ich wollte weiter.

Ich packte das Manuskript in den Rucksack, nahm einen Schluck Cola, klopfte den Sand von der Decke und rollte sie ein. War gut aufgetankt nach diesem Sonnenbad. Zehn Minuten später stand ich im Camp und sah mich um. Zwischen den Zwölf-Leute-Bungalows standen Tische und Stühle. Es gab einen Imbiss, und ein Professor hielt mitten auf dem Platz einen Vortrag auf Türkisch über griechische Mythologie. Am Ende des Korridors zwischen den Wohnhäusern waren Bilder ausgestellt, ein paar Leute malten an einem großen Tisch. Da war auch der Maler, der gestern Abend bis zum Schluss gegen zwei Uhr mit dabei war. Mit Andrea und Uwe von der Folklore-Gruppe Colibri, bei denen ich einige Male mitgesungen hatte, hatten wir noch eine ganze Weile neben der Bühne gespielt und gesungen. Gregor war auch dabei,

Andreas Mann, und ein paar Jugendliche, die nach dem Konzert übrig geblieben waren. Ich hatte zuvor auf der Bühne ein paar Lieder mit Andrea zusammen gespielt, wo sie schon mal da war. Nun fand ich also den Maler wieder, er pinselte gerade einen Che Guevara auf einen Oberarm. Das Camp war an manchen Punkten deutlich sozialistisch. Ich fragte mich, was die Kids über Che Guevara wussten. Das war doch für sie inhaltlich weit weg, da blieb fast nur die Ikone. Würde sie Che zu Freiheit und Entfaltung bringen? Als ich die vielen jungen Leute sah, dachte ich an Givat Haviva. Die Jugendlichen waren doch eigentlich überall auf der Welt sehr ähnlich. Hatten ähnliche Wünsche, Ängste, Fähigkeiten, Fragen, Bedürfnisse. Es ist wohl der Idealismus und das Solidaritätsprinzip, die mich öfter mit dem so genannten linken Spektrum verbinden. Ich bin aber kein Linker, weil ich nicht an den Klassenkampf glaube. Nicht in dieser Art jedenfalls. Meine politische Richtung heißt gewaltloser egalitärer Liberalismus, ich habe dazu die "Neuen Blätter" geschrieben, sie stehen online.

Ich setzte mich neben den Maler mit den langen Haaren. Er war um die 50 und gab den jungen Leuten Tipps, die am Tisch malten. Da saß auch Selvi, sie war gestern ebenfalls bis zum Schluss dabei gewesen. Sie war aus Frankfurt, Schülerin wahrscheinlich, und schien gerade Langeweile zu haben. Ich fragte sie nach ihren Sprachen. Unter den Campteilnehmern waren die meisten türkisch-stämmig, die Muttersprachen variierten aber je nach dem, ob die Leute in Deutschland geboren oder aber in der Türkei zur Schule gegangen sind, so wie Selvi, deren Deutsch inzwischen aber die Hauptsprache ist. Sie war perfekt für den Gedanken, den ich gerade hatte. "Kannst du etwas Kurzes für mich ins Türkische übersetzen?" fragte ich sie, und sie meinte: "Klar". Ich nahm mein Klemmbrett aus dem Rucksack und schrieb: "Arten der Liebe: Herrschen will die menschliche Liebe. Heilen will die göttliche Liebe. Könige sind wir, mit Flügeln aus Staub." Sie dachte eine Weile nach und schrieb dann darunter: "Sevginin Türleri: Hüküm etmek istiyor insanlik sevgisi. Yaralari sarmak istiyor tanrilik sevgisi. Krallariz biz, kanatlari tozdan olan." (Es ist ein "i" ohne Punkt darin, das ich auf der Tastatur nicht reproduzieren kann.)

Wir redeten eine Weile über die Übersetzung; ich kann ein bisschen Türkisch, nicht viel. Wir sprachen auch über den Inhalt des Gedichts und sie verstand, was ich ihr über die Flügel aus Staub erklärte. Selvi meinte, dass es hier auch viele Kurden gebe, und dass wir noch eine kurdische Übersetzung versuchen könnten. Mir fiel dazu ein, dass wir dann auch gleich durch das Camp ziehen konnten und sehen, wie viele Sprachen wir zusammenbekamen. So machten wir es auch. Zuerst trafen wir auf Niederländer, die offenbar überall dabei waren: "Soorten Liefde: Heersen wil de menselijke liefde. Helen wil de goddelijke liefde. Koningen zijn wij, met vleugels van stof." Auf einer steinernen Bank-Tisch-Kombination sahen wir zwei Frauen, die eine war Spanierin: "Las Formas del Amor: Dominar quiere el amor humano. Curar quiere el amor divino. Reyes somos nosotros, con alas de polvo." Die andere Französin: "Les Arts de l'Amour: C'est régner que veut l'amour humain. C'est guérir que veut

l'amour divin. Nous sommes des rois, aux ailes de poussière." Ich fragte sie, ob es einen Weg gebe, die Könige in der französischen Übersetzung an den Anfang der Zeile zu bekommen, aber es ging nicht. Inzwischen standen einige Leute um uns herum, die mitbekommen wollten, was wir da machten. Es kamen Anwarter für Vietnamesisch, Kurdisch und Russisch, aber sie mussten passen. Die Spanierin fragte mich, woher sie mich kenne. Da musste ich passen. "Hast du nicht damals immer beim Poetry-Slam in Kiel teilgenommen?" Ja, hatte ich. "Ich habe deine Stimme erkannt", sagte sie. Ein Afrikaner mit einer coolen Sonnenbrille kam auf uns zu. Man hatte ihn herangerufen, weil er eine exotische Sprache konnte. Er schrieb es zunächst auf Portugiesisch, wobei er sich mit der Spanierin und der Französin beriet: "Maneras du Amor: Dominar quero a amor humana. Curar quero a amor du deus. Nos somos reies con alas polvu." Dann fügte er zögernd eine Version in der Sprache Lingala dazu: "Ba ndenge ya bolingo: Bolingo na biso ya batu ya mokili elingi ko domine. Bolingo ya nzambe elingi ko sekua biso. Bisu tosalu ba rois na mapapu ya poussière." Ich glaube, man spricht das im Kongo, ich habe es mir nicht genau gemerkt. Er habe Verwandte in Zaire, die Portugiesisch sprechen, sagte er. Was es so alles gibt... Selvi und ich zogen weiter, suchten Kurdisch und Polnisch. Ich ergänzte das Englische: "Kinds of Love: To rule wants human love. To heal wants divine love. Kings we are, with wings of dust." Auch eine arabische Version schrieb ich in die Liste:

"أنواع الحب: الحكم هو مراد الحب البشري. الشفاء هو مراد الحب الإلهي. إنا ملوك بأجنحة من تراب."

Vor dem Imbiss-Stand fanden wir den Kurdisch-Experten, den wir die ganze Zeit gesucht hatten, weil er uns von mehreren Personen empfohlen worden war. Wir zeigten ihm die Liste mit den inzwischen neun Versionen, und er meinte, er könne nur Zaza, einen dem Kurdischen verwandten Dialekt, der von den beiden kurdischen Sprachen/Dialekten Kurmanci und Sorani abwich. Schön, sagte ich, mach es auf Zaza. Er runzelte die Stirn ein wenig und beriet sich mit einem Freund. Sie nahmen die türkische Übersetzung als Grundlage. Ich holte den beiden Stühle und schob sie ihnen in die Kniekehlen. Im Sitzen sprachen sie weiter. Es standen plötzlich allerhand Leute um uns herum, darunter einer, den ich vorher gesehen hatte, wie er den Backgammonspielern zusah und sie mit Worten und Gesten beriet. Jetzt stand er mit demselben Gesichtsausdruck über dem Papier gebeugt und brachte sich genauso ein. Heraus kam das Gedicht auf Zaza: "Eschke Rengan: Najeno hüküm bikero êschkê insanan. Najeno birinan bipeso êschkê heke. Ma kralime, puru ma nelerao." (Das "sch" ist eigentlich ein "s" mit einer Schlange darunter). Sie versuchten es noch eine Weile auf Kurdisch, konnten sich aber nicht zu einer Übersetzung durchringen. Jemand versuchte Griechisch, konnte aber nur den mittleren Satz: "To kalo theli i agapi ton theon." Immerhin. Ich dankte Selvi, der die Sache Spaß gemacht hat und deren Name "Zypresse" bedeutet, dann erklärte ich die Mission für erfolgreich beendet.

Zurück zu Hause überlegte ich, wie ich das Buch nun enden lassen sollte. Und wo? Doch nicht hier in Kiel. Ich war doch im Buch noch im Sorat-Hotel in

Berlin. Die letzten Stunden dort verbrachte ich mit Jörn. Jörn! Natürlich. Also, das war so:

Mit Jörn am Spreebogen

(28.06.04) Der nächste Morgen fing spät an, ich ließ mir Zeit und checkte dann aus. Eine Rechnung wegen der Minibar, oh. Ich dachte, das würde nichts kosten. Beim Frühstücksbuffet war ich mal wieder der Letzte. Ich traf die Chefs for Peace kurz in der Lobby, sie wollten gleich eine Stadtrundfahrt machen. Auch Michael Eiser, den Hotelmanager, traf ich im Vorübergehen noch und ich verabschiedete mich von ihm, da ich nicht annahm, ihm vor der Abreise noch einmal zu begegnen. Alex Elsohn saß am Rechner in der Lobby und zeigte mir erste Fotos vom Barenboim-Event. Ich hatte den Zug nach Kiel um halb drei gebucht, ohne Hektik. Jörn hatte schon durchgerufen, dass er unterwegs sei. Ich wollte draußen am Spreebogen auf ihn warten. Es war sonnig mit windigen Abschnitten. Als guter Demokrat grüßte ich in Richtung unseres Innenministeriums, das direkt gegenüber des Sorat liegt. Ich spazierte an der Spree entlang, rauchte, und es dauerte anscheinend länger, bis Jörn eintraf. Da bemerkte ich ein Denkmal, zwischen Hotel und Ministerium, die Büste eines Mannes. Albrecht Haushofer (1903 - 1945), Professor für politische Geografie, Autor, so las ich auf der Tafel unter seinem Konterfei. Er wurde von den Nazis kurz vor Kriegsende in Moabit ermordet. Haushofer schrieb die Moabiter Sonette. Drei davon sind rings um das Denkmal in Metalltafeln gegossen. Im einen geht es um braune Ratten im Fluss, im anderen um Heimat. Das dritte habe ich abgeschrieben. Ich hatte mir am Schluss der Veranstaltung von Daniel Barenboims Tisch sein Namensschild mitgenommen, weil ich kein Papier hatte und weil es eine Reliquie war. Auf die Rückseite schrieb ich nun Haushofers Gedicht:

Schuld

Ich trage leicht an dem, was das Gericht
Mir Schuld benennen wird: an Plan und Sorgen
Verbrecher wär ich, hätt ich für das Morgen
des Volkes nicht geplant aus eigener Pflicht

Doch schuldig bin ich. Anders als ihr denkt!
Ich musste früher meine Pflicht erkennen,
Ich musste schärfer Unheil Unheil nennen,
Mein Urteil hab ich viel zu lang gelenkt...

Ich klage mich in meinem Herzen an:
Ich habe mein Gewissen lang betrogen,
Ich hab mich selbst und andere belogen -

Ich kannte früh des Jammers ganze Bahn.

Ich hab gewarnt - nicht hart genug und klar!
Und heute weiß ich, was ich schuldig war.

Das war schon starker Tobak. Ich las es Jörn vor, als wir kurz darauf im Park auf der anderen Straßenseite spazieren gingen. Jörn fand es ziemlich erstaunlich, dass jemand in einer solchen Situation Sonette schrieb und eine feste, traditionelle Form wählte, in all diesem Chaos. Mir war in dem anderen, dem Heimatgedicht, aufgefallen, dass dort ein (Natur-)Patriotismus auftrat, der heute nicht mehr üblich ist, und ich sinnierte über Nationalismus, Patriotismus, Heimatverbundenheit und landesbezogene Identität. Es war gut, Jörn wiederzusehen. Er erzählte von Reisen und Begegnungen, die er gerade erlebt hatte, Gemeinschaftserlebnissen, Fußballspielen. Wir saßen auf dem Kinderspielplatz im Park und tranken Cola. Jörn Hagenlocher ist für mich einer der größten lebenden Lyriker Deutschlands. Zwar hat er laut gelacht, als ich ihm das gesagt habe, aber darauf habe ich geantwortet, dass er ja wohl das präziseste Liebespoem aller Zeiten geschrieben hat. Und in der Tat, dem konnte er kaum etwas entgegensetzen. Es ist ein Juwel der Literaturgeschichte und ich bin glücklich darüber, dass ich es hier präsentieren kann. In diesem Gedicht ist alles drin: Sehnsucht, Leidenschaft, Hoffnung, Unschuld, Humor, Philosophie, Beziehungsdrama. Dabei besteht es aus nur sechs kurzen Wörtern. Das ist dicht. Das ist Dichtung:

"Ich und du,
dann wär Ruh."

Anhang:

- Essay: "Was ist Frieden?" (24.12.02)
- Essay: "Palästina, Israel und die Bilder" (06.09.02)
- Essay: "Palästina, Israel und die Hemmschwellen" (11.09.02)
- Artikel: "Das Schulbuchprojekt" (24.01.03)
- Register der erwähnten Bücher

Was ist Frieden?

Anis Hamadeh 24.12.02

Zusammenfassung: In diesem Essay wird untersucht, inwieweit Frieden mehr ist als die Abwesenheit von Krieg und Gewalt. In den Etymologien einiger Sprachen finden sich Verwandtschaften zu "frei", "Zufriedenheit" und "Unversehrtheit, Ganzheit". In einer ersten Annäherung wird definiert: "Frieden ist, wenn du Frieden hast." Die Aufgabe des Erträumens von Frieden fällt zu einem Teil den Künstlern und Philosophen zu, da sie, z.B. John Lennon, unabhängig sind und neue Wege finden können, um die Gesellschaft zu sensibilisieren, und um der Gewalt Kreativität, Erleben und Öffentlichkeit entgegenzustellen. Eine wichtige Voraussetzung für Friedensarbeit ist das Bewusstsein darüber, dass jetzt kein Frieden herrscht. Anhand der Filme und der Helden der Gesellschaft - und selbst in Grimms Märchen - kann erkannt werden, dass die Öffentlichkeit Gewaltdarstellungen fördert und dafür friedliche, z.B. erotische Elemente opfert. Nachdem argumentiert wurde, dass die Überlegenheit der Gewalt ein Glaube ist, der durch den Glauben an den Frieden übertrumpft werden kann, und dass der investigative Journalismus sowie die Aktionen von Gandhi und anderen Friedensleuten Beispiele für eine erfolgreiche Gegen-Öffentlichkeiten sind, endet der Essay mit dem Fazit: "So ist der Frieden zur Hälfte die Abwesenheit von Zwängen und den Bildern von Zwängen und zur Hälfte der leere Raum einer offenen Situation, der individuell und kreativ gefüllt werden muss, um seine Bedeutung zu bekommen, ähnlich wie es sich mit der Freiheit verhält, deren eine Hälfte passiv ist (frei von) und deren andere aktiv ist (frei zu)."

Inhalt: Einleitung - Frieden ist, wenn du Frieden hast - Kunst als Erzeuger von Frieden - Make Love Not War - Der Weg der Gewaltlosigkeit ist der Weg in die Öffentlichkeit

- Einleitung -

Krieg und Gewalt, so sagen einige Politiker, dürfen nur die allerletzten Mittel der Konfliktlösung sein, wenn alle anderen Möglichkeiten fehlgeschlagen sind. Diese Meinung ist nach zwei Seiten hin umstritten: Überhaupt darf Krieg kein Mittel der Politik sein, sagen die Tauben. Überhaupt könnten Krieg und Gewalt viel öfter eingesetzt werden, denken die Falken. In einer Sache allerdings sind sie nicht weit voneinander entfernt, denn beide sprechen wenig über alternative Ideen zu Konfliktlösungen. Wie soll man denn ohne Gewalt Frieden machen, wenn andere Leute Gewalt als ihr Argument benutzen? Welches ist denn das bessere Argument? Und gehören nicht Gewalt und Krieg zu den menschlichen Konstanten?

Vor diesem Hintergrund soll es in diesem Essay über das Wesen des Friedens gehen. Was ist Frieden eigentlich? Nach der deutschen Etymologie (Duden) ist er verwandt mit Freiheit und auch Freude. Die indogermanische Wurzel "Priti-h" bedeutet "Freude, Befriedigung". Die Verwandtschaft zu "frei" liegt in der Wurzel "Prai-", auch indogermanisch, für "schützen, schonen, gern haben, lieben". Im Recht bedeutet es die ungebrochene Rechtsordnung als

Grundlage des Gemeinschaftswesens. "Waffenstillstand" ist auch eine Bedeutung von "Frieden". Das Wort "zufrieden" aus dem 17. Jh wird im Duden erklärt als "nicht beunruhigt". Das englische "peace", aus dem lateinischen "pax" hat mit Übereinkunft und auch mit Ungestörtheit zu tun und Unbehelligtsein. Also mit der Abwesenheit von etwas anderem. Es wird als ein Zustand erklärt, eher als eine Handlung, eine Eigenschaft oder ein Gefühl. Im Arabischen - und analog wohl im Hebräischen (Salaam / Shalom) - gibt es eine Wurzel "sa-li-ma", die die Unversehrtheit und Heilheit einer Person oder Sache bezeichnet.

Aus der Fülle dieser Bedeutungsmöglichkeiten ist es meist die Abwesenheit von Krieg und Gewalt, an die wir spontan denken, auch die Abwesenheit von Hunger. Es besteht ein enges semantisches Verhältnis zwischen den Gegenteilen "Krieg" und "Frieden" in wahrscheinlich allen Sprachen. Die Definition von Frieden als Nicht-Krieg scheint fassbarer und glaubhafter als andere sprachliche Ableitungen. Denn was Krieg ist, weiß jeder. Das sind Tote und Verletzte, Hoffnungslosigkeit, Bomben und Flugzeuge, zerstörte Häuser, Schreie, zerstörte Städte, Trauer, Panzer, Generäle, Medien und Mediensperren, und so weiter. Man kann es sich vorstellen. Kann sich ein Bild davon machen. Es ist kein schönes Bild, aber es ist ein Bild. Es gibt klare Konstellationen und klare Handlungswege. Fast alles, was im Krieg geschieht, geschieht aus einem Zwang heraus. Es herrscht dort so viel äußerer Zwang, dass man immer etwas zu tun und zu fühlen hat. Da ist das eigene Überleben, Schmerz und Trauer, oft auch Schuld. Krieg und Gewalt haben einen sehr hohen Situations- und Erlebnisgehalt.

Frieden als Abwesenheit einer Sache dagegen hat keinen sehr hohen Situations- und Erlebnisgehalt. Wenn z.B. eine Situation daraus besteht, dass eine unauffällige Person auf einem Stuhl sitzt und fernsieht, ist der Tatbestand der Abwesenheit von Krieg und Gewalt gegeben, und man könnte es also Frieden nennen. Niemand würde allerdings auf die Idee kommen, denn was ist schon Besonderes daran, wenn eine unauffällige Person fernsieht? Das soll Frieden sein? Oder was ist Frieden?

- Frieden ist, wenn du Frieden hast -

Frieden ist, wenn du Frieden hast. Mit diesem Motto soll eine erste Annäherung an die Eigen-Identität von Frieden versucht werden. Sie geht von der Person aus, die die Frage stellt, und nicht von einer zweifelhaften Objektivität. Dies ist die beste Kurz-Antwort, zu der ich gekommen bin. Eine der Hauptursachen - wenn nicht überhaupt die einzige Ursache - für Kriege und Gewalt, ist mangelnde Zufriedenheit. Man kann also auch die Gewalt als (typische Folge der) Abwesenheit von Zufriedenheit verstehen und die Essenz in dem positiven Begriff suchen, anstatt in dem vielleicht nur vermeintlich erlebnisreicheren negativen Begriff.

Frieden ist Zufriedenheit... Wenn die Menschen nicht unterdrückt werden und sie sich entfalten können, dann haben sie keinen Grund zur Aggression, und die Gewalt bleibt aus. Für Zufriedenheit haben wir keine Messgeräte, wie wir sie für die Gewalt haben. Wie malt man Zufriedenheit? Wie äußert sich Zufriedenheit? Individuell verschieden. Und doch ist es hier, wo der Frieden beginnt. Mit dem Gefühl der Zufriedenheit und der resultierenden Aggressionslosigkeit. Beziehungsweise mit solchen Lebensumständen, die eine Transformation der Aggressionen in gewaltlose Handlungen ermöglichen, denn Aggressionen - sei es auf der personalen Ebene, der familiären oder der politischen - wird es immer geben. So wird es auch immer Kriege geben, die Frage jedoch ist, wie man sie führen wird, denn Krieg ist nichts anderes als ein gewalttätiger Konflikt, der in einen gewaltlosen Konflikt überführt werden kann, wenn der Konflikt in seiner Essenz erkannt ist. Krieg ist auch nur eine Frage der Definition, und muss nichts Gewalttätiges sein. Die These und Antithese von Krieg und Frieden kann also eine neue Qualität bekommen. Die Entwicklung des Schachspiels im Mittelalter, das ja den Krieg spielerisch auslebt, zeigt, welche Kraft und Autorität im gewaltlosen Krieg steckt. Man denke auch an die Schachweltmeisterschaft 1972 in Reykjavik, als der Sieg des Amerikaners Bobby Fischer über den Russen Boris Spasski ein wichtiger Faktor im "Kalten Krieg" wurde.

Demnach geht es beim Frieden im philosophischen Kern um die Schaffung und Erhaltung von allgemeiner Zufriedenheit, und die fängt beim Einzelnen, ja beim Ich an. Dabei ist zu berücksichtigen, dass die eigene Zufriedenheit auch eine gesellschaftliche Komponente hat: Wenn um mich herum Zwang und Elend herrschen, kann ich nicht wirklich zufrieden sein und das Leben genießen. Aber wenn ich hinsichtlich der Probleme in meiner Umgebung und in der Welt hilflos bin, wie soll ich dann meinen Frieden definieren? In den meisten Gesellschaften, früher wie heute, hat diese Frage zu einer Isolation des Individuums geführt, zu einer Abstraktion und Abtrennung der äußeren Welt. Im zwanzigsten Jahrhundert mag ein Abstumpfen gegenüber Gewalt durch Film und Fernsehen dazu beigetragen haben, dass gewisse Hemmschwellen durch die Vorgabe von Gewaltsituationen und Gewalt-Vorbildern gesunken sind, und dass das Gewissen als Kontroll-Instanz unserer Handlungen oftmals auch abgestumpft ist, sodass mancher in einer Situation seinen Frieden finden kann, in der ein anderer sich sorgt. Die Frage an die Mächtigen der Welt, ob sie bei ihren Taten keine Gewissensprobleme haben (z.B. im Song "Masters of War" von Bob Dylan), klingt heute für viele verbraucht und sinnlos, aber sie ist es keineswegs. Eine Gesellschaft der Zufriedenen, die den Frieden für sich in Anspruch nehmen möchte, wird sich über solche politischen Konsequenzen bewusst sein und eine verantwortliche, wahrhaftige Zufriedenheit anstreben.

- Kunst als Erzeuger von Frieden -

Vor einiger Zeit besuchte ich eine orientalische Veranstaltung mit Musik und Tanz. Der Hauptsaal war mit Matratzen und Teppichen ausgelegt, auf dem die zahlreichen Gäste um die Tanzfläche herum saßen. Am Kopfende war eine schmale Bühne, auf der die Musiker saßen und spielten. Eine Tänzerin ging auf die Fläche und tanzte ein Solo im Melaya-Stil. Der ganze Raum war ausgefüllt mit dieser Situation. Ein Zauber lag in der Luft. Die Rhythmen der ägyptischen Trommeln versetzten die Tänzerin in eine leichte Trance, die sich in verminderter Form auf die Zuschauer übertrug, sodass die Beats doppelt auf das Publikum wirkten, direkt und indirekt. Es war ein gemeinsames Erleben, in dem viel Kraft steckte. Als der Tanz zu Ende war und der Regen des Applauses die Situation feiernd beendet hatte, wusste ich, dass diese Tänzerin etwas gemacht hatte. Sie hatte Frieden gemacht. Das war Frieden. Und es hatte einen sehr hohen Situations- und Erlebnisgehalt.

Ein Kollege fragte mich, was Kunst eigentlich mit Frieden zu tun hätte. Er gab die Frage eines Songwriters weiter, der darüber nachdachte, inwiefern er mit seinen Songs überhaupt etwas für den Frieden tun könne. Die archaische Rolle des Künstlers in der Gesellschaft lässt sich vielleicht anhand einer Gegenüberstellung von Elvis und Hitler veranschaulichen. Während Hitler die Massen durch autoritäres Verhalten und insbesondere durch die lächerliche Theorie von der "Herrenrasse" zur Gewalt verführte, verführte Elvis sie durch musikalisch-friedliches Verhalten und die Magie seines liebenden Herzens. Beide hatten eine große Autorität in ihrer Zeit, und nach Dylan hatte der Nachfolger John Lennon auch die politische Chance dieser Friedenskunst erkannt und gelebt. Es gibt keinen Zweifel daran, dass etwa die Beatles Frieden durch Eigen-Identität und Kunst gestiftet haben. Von diesen Erfahrungen kann jeder Künstler profitieren, insbesondere in unserem Internet-Zeitalter, in dem fast mühe- und kostenlos jeder sein eigenes weltweites Medium haben kann.

Die Verantwortung der Kunst heute liegt auch im Überwinden der vorherrschenden gesellschaftlichen Entfremdung und Abstumpfung. Die Sinne sollen wieder angesprochen werden, das ist eine wichtige Aufgabe für Friedenskunst. Damit die Menschen sensibler werden für das Leid anderer. Damit sich unser Bewusstsein weitet und wir auch unser Gewissen wiedererlangen. Dass wir die Lebensnähe bekommen, die wir sonst halb-bewusst in der Gewalt suchen. Projektionsflächen soll die Kunst bieten, um damit Feindbilder zu ersetzen. Und Kunst, diese durch sich selbst legitimierte Urkraft, ist auch einer der wesentlichen Orte, an denen sich Autoritäten bilden, die sich - ebenso wie auch die Philosophie und auch der Sport - ihre Unabhängigkeit glaubhaft bewahrt haben.

Dies sage ich in einer Zeit von hoher und nicht absehbarer Kriegsgefahr. Der notwendige Diskurs kann nicht von den Militärs, den Politikern, den Unternehmern und den Journalisten allein geführt werden. Sie alle stecken in

Abhängigkeiten und sind mehr oder weniger unfrei und schnelllebig. Früher haben die Religionen einen Großteil dieser Autorität innegehabt, doch dann hat jemand gedacht, Galileo, Darwin oder Freud hätten die Schriften überflüssig gemacht. Später wurde auch noch Nietzsche so verstanden, dass man dachte, "Gott ist tot" bedeutet, es gäbe keinen Gott. Im Zarathustra-Buch jedoch geht es eher darum, dass man Gott nicht braucht, um Gott zu gefallen. Seine Existenz ist hier gar nicht die Frage, der Mensch ist es, nach dem gefragt wird.

Der Philosoph Schleiermacher brachte in einem früheren Jahrhundert den Begriff "Kunstreligion" auf und verwies damit auf die Verwandtschaft künstlerischer und religiöser Wesensmerkmale, die beide "spirituell" genannt und die beide als friedlich erkannt werden können. In beiden jedoch lauern auch Gefahren: Es hat dunkle Popstars gegeben wie den Verbrecher Charles Manson, die einen gewalttätigen Kult verbreitet haben, ähnlich wie zeitgenössische rassistische Bands und deren CDs es tun. Es hat ebenfalls die Allmacht der Kirche mit all ihren bekannten Gewalt-Exzessen gegeben, bevor es die Demokratie und die Menschenrechte gab. Die Idee des engagierten Künstlers, im Grunde so, wie Sartre sie in seinem "Was ist Literatur?" beschrieben hat, scheint aktuell wie schon lange nicht mehr.

Kunst ist oft auch eine Verarbeitung von Gewalt und wirkt damit heilend auf den Künstler und das Publikum. Auch die Offenheit, die Fantasie und die Freiheit geben Orientierungs-Muster vor, Friedensmuster. Wege zur Zufriedenheit. Werte, die vom Materialismus unabhängig und für jeden erreichbar sind. Kunst transzendiert Konflikte und kann durchaus auch einige lösen und dazu beitragen, dass sie gelöst werden. Kunst zeigt Leben, wie es ist, als Bewusstseinsweiterung und Erlebnis, und sie zeigt die Möglichkeiten des Lebens, indem sie die Wünsche der Gesellschaft träumt. So jedenfalls - kann es sein. Eine Verführung zum Frieden.

- Make Love Not War -

Frieden und Krieg sind beide ansteckend. Während Krieg und Gewalt sich auf ihre offizielle Notwendigkeit berufen und damit ihren Erfolg haben und sich verbreiten, sind es beim Frieden die Wunscherfüllung und die Freiheit des Ausdrucks, die Schönheit und das Streben nach Vollkommenheit, die eine Anziehungskraft ausüben und die gesellschaftliche Stimmung beeinflussen. Aber es ist nicht einfach, Liebe und Frieden zu ertragen. Wenn jemand zum ersten Mal Liebe erfährt, mag sich die Frage stellen, warum er oder sie vorher in einer solch lieblosen Welt hat leben müssen. Sie erfahren vielleicht, dass viele der Zwänge, unter denen sie gelebt haben, eine Lüge gewesen sind, unnötige Beschwernisse und unnötiger Verzicht und Schmerz. Interessanterweise fürchten sich daher die Menschen vor Liebe mehr als vor Gewalt. Sie ertragen eher Gewalt als Liebe und ziehen sie der Liebe vor. Sie glauben das nicht? Hier sind ein paar Beispiele:

Das Kollektivbewusstsein unserer Gesellschaften wird wesentlich vom Fernsehen strukturiert. Vergleichen wir die Anzahl der Gewaltszenen bzw. -filmen mit der Anzahl von Liebesfilmen, so wird deutlich, dass wir Gewalt bei Weitem bevorzugen. Beim Betrachten dieser Filme fällt auf, dass der Held oder die Heldin so gut wie immer durch Gewalt zu ihrem Ziel kommen. Unsere Helden sind also Gewalttäter. Wählen wir zwischen zwei Filmen: Im ersten schießt der Hollywood-Star Bruce Willis jemandem mit einem High-Tech-Gerät den Arm ab, im zweiten vergnügt sich der Erotik-Star Dahlia Grey mit Freunden in ästhetischer Weise auf einem großem Sofa. Werden nun gemischte Gruppen mit diesen beiden Filmen konfrontiert, ist absehbar, dass die Wahl auf den Gewaltfilm fallen wird und nicht auf den Liebesfilm. Und je größer die Gruppe sein wird, desto eher wird der Liebesfilm abgelehnt werden. Unsere in der hochzivilisierten Welt unterdrückte (unzufriedene) Sexualität ist uns so peinlich, dass wir sie auch im Bild und im Film meist durch Gewalt substituieren.

Ein ähnliches Phänomen kommt bereits bei den Gebrüdern Grimm vor. Vor 190 Jahren, im Jahr 1812, erschien die erste Auflage von Grimms Märchen. Obwohl die Brüder aus Kassel in ihrem Vorwort schreiben, dass sie die Geschichten nicht verändert, sondern nur gesammelt und geschliffen haben, kann man in den späteren Auflagen erkennen, wie bestimmte Teile der Märchen umgeschrieben wurden. Im "Zeitzeichen" des Deutschlandfunks hieß es dazu, dass die in armen Verhältnissen lebenden Grimms diese Veränderungen vorgenommen hatten, weil sich das Buch dann besser verkaufte. Dabei gab es zwei Tendenzen: Auf der einen Seite wurden Gewaltszenen ausgemalt und hinzugefügt (Rumpelstilzchen, Hänsel und Gretel u.a.), auf der anderen Seite wurden erotische Szenen entfernt oder verharmlost (z.B. Rapunzel). Massenkompatibilität also zu Gunsten von Gewalt. Es scheint auch Parallelen in der Publikationsgeschichte von "1001 Nacht" zu geben, also kein westliches Phänomen zu sein.

Auch die Basisfrage des Journalismus, was eine "Nachricht" ausmacht, kann ehrlicherweise nur so beantwortet werden, dass die Nachricht dazu neigt, Gewalt, Zwang und Unglück zu thematisieren oder auch nur zu benennen. Damit bekommen die Bilder des Krieges und der Gewalt eine überproportionale Präsenz in unserem Bewusstsein, die unsere Normalität bestimmt. Friedensarbeit ist in diesem Zusammenhang die Verbreitung von Bildern des Friedens und der Kreativität. Vorurteilen gegenüber einer angeblichen Schmutzigkeit der Liebe, insbesondere in ihrer körperlichen Form, ist dabei entschieden entgegenzutreten und zu entkräften. Der Schmutz an der Liebe ist die Gewalt und die Vorteilsnahme, mit der manche Menschen sie vermischen.

- Der Weg der Gewaltlosigkeit ist der Weg in die Öffentlichkeit -

Der Glaube an die Überlegenheit der Gewalt steckt tief. Er hat mit Schutzbedürfnissen zu tun, dem Verteidigen der Fleischtöpfe und einem Gefühl der Ohnmacht. Er basiert auf der Verräter-Theorie, die besagt, dass ein einziges Schwarzes Schaf genügt, um eine gewaltlose Politik zunichte zu machen. Die Verräter-Theorie greift aber an zwei Stellen zu kurz: Sie betrachtet das "Schwarze Schaf" von Außen und mit Misstrauen, bringt sich also um die Möglichkeit, die "Zufriedenheitsstruktur" des Gewalttäters zu analysieren und darauf einzuwirken, um so die Gewalt zu stoppen. Außerdem vernachlässigt sie die alternative Gewaltbekämpfung, die der Öffentlichkeit. Es gibt nämlich nichts, wovor Unrecht mehr Angst hat als vor der Öffentlichkeit. Im Krieg ist immer ein Geheimnis, im Frieden liegt immer auch die Abwesenheit von Geheimnissen. Und es gibt ein weiteres triftiges Argument, das den Glauben an die Unbesiegbarkeit der Gewalt relativiert, denn schließlich ist es ein Glaube, und der kann durch einen anderen Glauben übertroffen werden. Das Lebenswerk von Gandhi und anderen Friedensleuten zeigt das deutlich. Frieden liegt immer auch nah an den Personen, die diesen Frieden verkörpern.

Um zu zeigen, dass Öffentlichkeit stärker ist als Gewalt, sei erneut - diesmal in positivem Zusammenhang - auf die Presse verwiesen. Der investigative Journalismus ist das beste Beispiel von außerstaatlicher friedlicher Gewaltbekämpfung. Die so genannte öffentliche Meinung ist eine starke Kraft, die durch Überwindung des herrschenden Isolationismus zur stärksten Waffe für den Frieden werden kann. Dem liegt einzig das Bewusstsein zu Grunde, dass jetzt kein Frieden herrscht. Meine Frage "Was ist Frieden?" zielt letztlich auf die Bewusstmachung der Tatsache, dass Frieden etwas ist, was wir erst schaffen müssen. Etwas, das wir uns in jeder konkreten Situation selbst neu erträumen müssen.

Leichter ist es in der Welt- und der Staats-Politik. Wenn dort Frieden in erster Linie als Nonkilling und in zweiter Linie als Gewaltlosigkeit unter Berücksichtigung struktureller und kultureller Gewalt verstanden wird, reicht das aus, um die Welt zu einem schönen Ort zu machen. So ist der Frieden zur Hälfte die Abwesenheit von Zwängen und den Bildern von Zwängen und zur Hälfte der leere Raum einer offenen Situation, der individuell und kreativ gefüllt werden muss, um seine Bedeutung zu bekommen, ähnlich wie es sich mit der Freiheit verhält, deren eine Hälfte passiv ist (frei von) und deren andere aktiv ist (frei zu).

Palästina, Israel und die Bilder

Anis Hamadeh 06.09.02

Zusammenfassung: Dieser Essay handelt vom Israel-Palästina-Krieg, der ein Stellvertreterkrieg ist. Die Rituale der Medien und der Politiker aktivieren private und öffentliche Bilder, Bilder des leidenden Juden, des unterdrückten Palästinensers, Bilder aus Kontroll- und Gewaltsituationen. Dabei herrschen bestimmte Bilder vor, die diesen Krieg am Laufen halten, denn er ist eine Müllkippe für unsere eigenen unbewältigten Konflikte, und wir brauchen ihn dafür. Eine Bewusstmachung der Bilder ist notwendig, um zu erkennen, welche Aspekte im Diskurs im Vordergrund stehen und welche im Hintergrund, und um dann zu entscheiden, inwiefern diese Bilder der Situation angemessen sind. Eine der Hauptthesen des Essays ist, dass die unbewältigten Einzelkonflikte der Beteiligten und der Öffentlichkeit zusammen den Weltkonflikt ausmachen, der im Palästina-Israel-Krieg seine deutlichste Manifestation findet. Im Schlussteil "Konfliktbewältigung" wird kritisiert, dass politische Analysen wie z.B. Samuel Huntingtons Thesen keine Lösungsansätze bieten und auf der Beschreibungsebene stehen bleiben. Es folgen einige Lösungsansätze, darunter der Vorschlag eines Internet-Projekts "Virtuelles Palästina".

Einleitung - Die Medien - Die Bilder - Der Konflikt und Wir - Warum der Krieg?
- Der Weltkonflikt - Konfliktbewältigung - Virtuelles Palästina

Es ist Krieg in Israel und Palästina. Es ist der langwierige Krieg zwischen den besetzenden Israelis und den besetzten Palästinensern. Die ganze Welt kennt diesen Konflikt, und viele Menschen haben dazu eine Meinung. Noch mehr Menschen haben dazu eine Vorstellung, ein Bild. Um sich ein Bild zu machen, bedarf es nur der Assoziation, der Aktivierung eines Repertoires aus dem Langzeitgedächtnis. Das ist verhältnismäßig leichter als der Prozess, durch Fragen und Urteile zu einer klaren eigenen Meinung zu gelangen. So ist man im Bilde, und wer will sich schon anmaßen, dieses heikle und überaus komplexe historische Beziehungsgeflecht kompetent beurteilen zu können?

Der Krieg in Nahost ist ein Stellvertreterkrieg. Damit ist gemeint, dass nicht nur die Israelis und die Palästinenser Krieg führen, sondern auch die Nachbarn, Freunde und Zuschauer. Jeder hat hier seinen eigenen Krieg beizusteuern, auch ich und auch Sie. Aufgrund der Dauer und Verfahrenheit des Nahostkrieges ist er zu einer Institution geworden, zu einer etablierten Größe im Kollektivgedächtnis. Rituale der Israelis, Rituale der Palästinenser, Rituale der Medien und der Zuschauer. Wofür stehen die Stellvertreter, und was sind das für Rituale, die sich ewig im Kreis drehen?

Ein Palästinenser, der mit den Panzern und den Toten in Ramallah konfrontiert ist, ist unmittelbar beteiligt, ebenso wie der israelische Restaurantbesucher, der einen Terroranschlag miterlebt. Aus diesen Erlebnissen werden Ereignisse und daraus Nachrichten. Die Nachrichten aus Palästina / Israel gelangen in die Welt. Bereits bei der Umwandlung der

Erlebnisse in Ereignisse kommt es zu einer Abstraktion, und jede Abstraktion erlaubt es, die Situation durch Vorurteile zum Beispiel in Form von Bildern zu erweitern. Betrachten wir dies etwas genauer auf den beiden Ebenen der Medien und der Nachrichtenseher wie Sie und mich.

- Die Medien -

Im Nahost-Krieg geht es um Menschen zweier Seiten und deren subjektive Wahrnehmungen, die miteinander nicht kompatibel sind. Die Medien können die Erlebnisse nicht abbilden, denn Nachrichten repräsentieren Fakten, und nicht subjektive Wahrnehmungen. Auf der Informationsebene geschieht daher nicht viel außer den erwähnten Ritualen. Auf der Bewusstseinsebene geschieht mehr: der Konflikt wird beteuert, und Bilder werden im Zuschauer wachgerufen, ein Impuls ausgesandt, mit dem ein Set von Assoziationen abgerufen wird.

Die Medien sind in diesem wie in jedem anderen Krieg von großer Wichtigkeit, weil sie eine Brücke zwischen dem Geschehen in der Welt und der demokratischen Öffentlichkeit bilden. Ohne das Fernsehen wüssten die Leute nicht, was los ist. Wer aber entscheidet, welche Nachricht wichtig ist und welche wichtiger ist? Wer entscheidet, was überhaupt ein Fakt ist und was ein Top-Fakt? Ich weiß es nicht, und das beunruhigt mich. Manchmal kommen an einem Ort Dutzende von Menschen ums Leben, aber es ist keine große Nachricht. Manchmal wird jemand entführt, und es ist eine Nachricht, manchmal nicht.

Die internationalen Medien sind selbstkritisch genug, um zu erklären, wie sie funktionieren. Es wird durchaus darüber gesprochen, dass Medien und auch Politiker bestimmte Themen in den Vordergrund rücken und andere in den Hintergrund. Ich denke, wir alle tun das in unserem täglichen Leben, denn irgendwelche Themen müssen ja im Vordergrund stehen und irgendwelche im Hintergrund. Themen, das meint hier bereits Bilder.

Wenn jemand ein Interesse daran hat, bestimmte Bilder vorherrschen zu lassen, ist dies in der Position eines Journalisten oder eines Politikers ein bis zu einem bestimmten Grad durchführbares und unverfängliches Vorhaben. Jedoch denke ich, dass es sich zu einem hohen Grad um unbewusste Prozesse handelt, die den Palästina-Israel-Krieg nicht enden lassen. Eine Öffentlichkeit kann jeweils nur eine bestimmte Anzahl von Themen im Bewusstsein halten. Wie viele Schlagzeilen hat eine durchschnittliche Nachrichteneinheit? Sagen wir drei oder sieben. Die anderen Themen werden nicht verneint, aber sie treten auch nicht ins Kollektiv-Bewusstsein. So war etwa Tschetschenien schon lange kein Thema mehr, obwohl dort russische Soldaten nach Terroristen suchen. Dafür ist in Russland das Lied einer Girlgroup in der Hitparade, das heißt "Ich will einen Mann wie Putin". In der

Kognitiven Linguistik spricht man von "Highlighting and Hiding", Hervorheben und Verstecken.

Beim Highlighting handelt es sich um einen kognitiven Mechanismus, denn man kann ja tatsächlich nur eine begrenzte Anzahl von Themen in seinem Bewusstsein haben. Und die Medien haben ja tatsächlich bestimmte Zeit- und Raumvorgaben.

- Die Bilder -

Der Krieg in Palästina / Israel ist ein Stellvertreterkrieg. Alle, die mit dem kompliziertesten aller Kriege konfrontiert sind, projizieren ihre eigenen Bilder in diesen Konflikt hinein. Die lange Dauer hat frustrierend gewirkt, man spricht nicht gern von Lösungen nach all den Enttäuschungen. Man wird wütend. Ich habe noch niemanden gesehen, den der Konflikt wirklich kalt lässt. Er berührt uns irgendwie alle.

Da sind welche von uns, die sehen das Bild eines leidenden Juden, und Assoziationen an die Nazizeit werden geweckt. Andere sehen das Bild eines leidenden Palästinensers, und Assoziationen an Verluste der Araber und der Muslime werden geweckt. Das alles sind Abstraktionen, die von uns in verschiedener Weise in den Konflikt hineinprojiziert werden. Weitere wichtige Bilder, die im Nachrichtenprozess aktiviert werden, sind etwa die einer kontrollierenden Ordnung, die einer gewaltverdächtigen Unordnung gegenübersteht. Israels Argument, man müsse Terror bekämpfen, fügt sich in die Nach-Elfter-September-Politik von US-Präsident Bush oder auch Putins Tschetschenienpolitik. Dagegen steht das - leicht verblasste - Bild der solidarischen Faust der Unterdrückten, welches noch immer an die Che-Guevara und Castro-Romantik erinnert. Es ist in vieler Hinsicht ein Rechts-Links-Denken, herübergerettet aus einer Zeit, in der Rechts-Links-Denken einen Inhalt hatte, der unsere Gesellschaft strukturiert hat.

Doch sind der Bilder mehr, sie sind vielfältig und bilden ein Geflecht, überlagern sich und verzerren einander. Für westliche Friedensorganisationen und Medien etwa überlagern sich das verankerte Bild des misshandelten Juden in Nazideutschland mit dem Bild des israelischen Opfers von Terrortaten und dem Bild des menschenrechtsverletzenden israelischen Soldaten. Manchmal spielt das Bild des bössartigen Arabers hinein, das wir aus Hollywood kennen, oder das des bössartigen Juden, wie in der Nazi-Propaganda.

- Der Konflikt und Wir -

Doch nicht nur solche kollektiven Bilder werden bei der Thematisierung des Krieges aktiviert, sondern auch individuelle Bilder. Ich kenne viele Leute, aber

niemanden, der sich dem hätte entziehen können. Auch ich nicht. Es gibt Zeiten, in denen ich mich ganz aus der Sache heraushalte, weil es zu anstrengend für mich wird, aber es hält nicht lange vor. Ich möchte Palästina. Ich kann nicht einfach tatenlos zusehen, denn es berührt mich. Es ist ein weiser Spruch, dass Emotionalität der Harmonie der Situation nicht förderlich ist, aber niemand, meine Damen und Herren, nicht einmal der Zuschauer, kann sich dieser Emotionalität entziehen, schon gar jeder Betroffene, und das sind angesichts der vorgeführten Bilder bereits sehr viele. Daher ist es wichtig, sich der Bilder bewusst zu sein, um die eigene Emotion kontrollieren zu können, denn nur so kann man Fehler vermeiden.

So habe ich festgestellt, dass ich zum Beispiel meine Familienkonflikte in den Palästina-Israel-Krieg projiziere, da ich Konstellationen wiedererkenne, die ich als Erinnerung gespeichert habe, und deren Aktivierung mir einen emotionalen Impuls gibt. Nun kann man sagen: Wie kannst du es zulassen, die Situation durch solche privaten Anreicherungen zu verzerren? Und diese Frage stelle ich mir ganz bestimmt. Die Impulse des Nahostkonflikts kann ich weder leugnen noch vermeiden, und so wird es wohl den meisten gehen. Man wird an sein eigenes Leben erinnert, ohne zu dicht mit den eigenen Konflikten konfrontiert zu sein. Ohne sich dieser Verbindung bewusst werden zu müssen. Ein Stellvertreterkampf.

Wie gesagt, ich steige manchmal aus dem Konflikt aus, denn es ist anstrengend, die Bilder der eigenen Konflikte ständig vor Augen zu haben, um trennen zu können zwischen dem, was in Palästina und Israel geschieht und dem, was die eigene Biografie betrifft. Und nicht immer gelingt diese Trennung, und manchmal stellen sich auch Aggressionen ein, wie bei Ihnen auch. Wir haben zwar alle ein unterschiedliches Privat- und Innenleben, aber wir alle haben eines, und es ist ein Teil von uns. In dem, was ich in den Nachrichten höre, erkenne ich oft die Strukturen einiger unharmonischer Konstellationen aus meinem eigenen Leben wieder, und so, wie mein eigenes Bilderrepertoire aktiviert wird, wird es auch bei anderen sein, unabhängig davon, von welcher Seite das geschieht und zu welcher Meinung es führt.

In einem SPIEGEL-Interview sagte der israelische Psychologe Haim Omer über den Konflikt zwischen Scharon und Arafat: "Es ist vor allem die Furcht, die beide voreinander haben. Scharon hat zudem die unglaubliche Angst, etwas zu tun, das als schwach ausgelegt werden könnte. Vielen Eltern geht es so in der Beziehung zu ihren Kindern. Doch die Haltung "Ich muss zeigen, wer der Boss ist" führt unweigerlich zur Eskalation." (16.04.02).

Solche Parallelen und Dutzende von anderen Parallelen aus dem Alltagsleben machen klar, dass der Bildermarkt sehr groß ist, und dass sich private Bilder und öffentliche Bilder stark überschneiden. Welche dieser Bilder werden zum Highlight, welche werden im Hintergrund gehalten? Und warum? Wenn ich emotional berührt werde, analysiere ich normalerweise sehr bewusst, warum mich beispielsweise die Aktion in Jenin so mitgenommen hat, ein Geschehnis,

das abstrakt für mich ist, da ich nicht dort war oder bin, und das niemanden unmittelbar betroffen hat, den ich persönlich kenne. Doch ich spürte deutlich, dass sich die Palästinenser dort nicht wehren konnten und dass niemand ihnen zu Hilfe gekommen ist, als das Lager von den Israelis gewaltsam betreten wurde.

Aus meiner eigenen Erlebniswelt weiß ich, dass es im Alltag oft Sündenböcke gibt, dass Unschuldige von einer Ordnungsmacht bestraft werden, und dass dann kaum jemand aufsteht und einem hilft. Der Freiheitsraub erinnert mich an Situationen von Freiheitsraub in meinem Leben. Die Gewalt, die von der Ordnungsmacht ausgeht, erinnert mich an die Gewalt, die ich von vergleichbaren Ordnungsmächten erfahren habe. Aber auch die Selbstmordattentate verbinde ich unwillkürlich mit eigenen Erinnerungen an Verzweiflungs- und auch Schuldsituationen. Es ist mir nicht möglich, diese Bilder aus meinem Bewusstsein oder Unterbewusstsein zu vertreiben, doch es scheint mir möglich, sie aus dem Urteil herauszulassen, welches ich mir über die konkrete Situation mache, sofern diese Bilder nichts mit der Situation zu tun haben. Das Bild "Israel/Palästina ist wie Eltern/Kinder", welches eines der stärksten Bilder aus meinem Repertoire ist, ist kein rein privates Bild, es ist ein Kollektivbild, das SPIEGEL-Interview zeigt das. Es geht um vergleichbare Handlungsmuster, in diesem Falle um Macht- und Kontroll-Konstellationen.

Nur bei einer Bewusstmachung der Bilder können wir entscheiden, ob sie zur Situation passen, ob sie gerechtfertigt sind, ob die Vergleiche angemessen sind. Der Streit wird dadurch nicht gelöst, doch wird so deutlich, wo die Probleme wirklich liegen.

- Warum der Krieg? -

Der Vorteil eines Stellvertreterkrieges ist, dass man selbst nicht zu kämpfen braucht. Man lässt kämpfen. Die eigenen Konflikte, die wir alle haben, und schon sowieso die, die sich mit Palästina und Israel beschäftigen, sie bleiben im Hintergrund. Wenn es einen Ort gibt für alle unangenehmen inneren Konflikte und aufgeschobenen Entscheidungen in der Welt, einen Platz für die eigenen Enttäuschungen und Aggressionen, eine Müllkippe, auf der man hemmungslos Opfer sein darf, ohne sich dabei zeigen zu müssen, dann nennt diesen Ort Israel / Palästina!

Ein Mensch, der seine eigenen Konflikte nicht kennen will, projiziert sie nach außen, denn die Konflikte sind da und lassen sich nur an der Oberfläche leugnen. Unser Unterbewusstsein ist von Natur aus auf Klärung der inneren Konflikte programmiert, denn wir sehnen uns nach dem Zustand der Unschuld zurück und können ihn nur so erreichen. Unser Bewusstsein dagegen will davon nichts wissen, denn Konfliktbewältigung ist manchmal schmerzhaft, und das wollen wir nicht. Hätten wir keine seelische Müllkippe wie den Nahostkrieg, müssten wir unsere unterdrückten Konflikte näher an uns

heranlassen. So aber haben wir einen Feind, in dem wir das benennen können, was wir in uns selbst hassen.

Der Israel-Palästina-Krieg ist ein perfektes Projektionsfeld, um die Konflikte aus sicherer Distanz zu betrachten, und das gilt für die Zuschauer des Krieges ebenso wie für die unmittelbar Beteiligten, denn auch die haben ihre Bilder und führen ihre Stellvertreterkämpfe. In diesem Krieg ist eine Vielzahl von historischen Bildern vereint, die Bilder vom Judentum, vom Islam und vom Christentum, Bruderreligionen, die jeweils eigene Kulturen, Rechtssysteme und Herrschaftssysteme ausgebildet haben, drei Kulturen, die jeweils kein angemessenes Outgroup-Verhalten kennen, weil sie kontrollfixiert und damit intolerant sind.

Der Mensch im beginnenden 21. Jahrhundert ist eine gesplante Persönlichkeit: wir haben einen offiziellen Teil und einen familiären. Ohne darüber nachzudenken, haben wir akzeptiert, dass wir Dinge doppelt bewerten: auf der persönlichen und auf der offiziellen Ebene. Es ist die Gesellschaft der Geheimnisse. Wir wollen bestimmte Teile von uns selbst nicht wahrhaben und bauen uns ein privates Nest, in welches wir niemanden hineinsehen lassen, auch uns selbst nicht, weil darin nämlich eine Lüge wohnt.

Wir brauchen den Krieg also. Der Krieg dient unseren unverarbeiteten Konflikten als Projektionsfläche, damit wir sie weiter aufschieben und verdrängen können.

- Der Weltkonflikt -

Die führende Welt ist ein alter Mann, der sich nicht daran erinnern möchte, dass in seinem Leben eine Menge schief gelaufen ist. Das war schon alles in Ordnung so, sagt er sich, und flüchtet sich in Beschäftigung. Mit dem Schrecken des Elften September konfrontiert, sagt er wieder: "Das war nicht meine Schuld", und auch das Hochwasser und auch die Börsenentwicklung waren nicht seine Schuld. Der alte Mann weiß, was Schuld ist, denn er hat selbst 1945 den Schuldigen besiegt und die Unschuldigen gerettet. Der alte Mann denkt, dass Schuld eine Charaktereigenschaft ist und nicht, dass sie aus einer Situation entspringt. Deshalb hat er heute das Bild eines ultimativen Kampfes zwischen Gut und Böse, bei dem das Gute siegt.

Die Weltlebenslüge ist die, dass der Mensch die Welt kontrollieren und besitzen will. Er ist egoistisch und sieht den anderen nicht. Die Trennung zwischen Öffentlich und Privat, die durchaus notwendig ist für eine Gesellschaft, ist in unserer Zeit bedenklich weit. Eine öffentliche Kaste ist entstanden, die politische und gesellschaftliche Entscheidungen trifft. Aus den öffentlichen Entscheidungen wird der (private) Mensch meist herausgerechnet, denn Privates wird nicht erfasst. Auf der Strecke bleibt der Mensch, den Herbert Grönemeyer in seinem aktuellen Hit "Mensch" besingt.

Die unbewältigten Einzel-Konflikte, die seit jeher ins Öffentliche abgeschoben werden, bilden zusammen den Weltkonflikt und finden in Palästina-Israel ihre deutlichste Manifestation. Dieser Krieg schreit uns alle an und sagt: Wir haben die Kolonial- und die Imperialzeit noch nicht überwunden, wir stecken noch immer in der Nazizeit fest, wir haben einen weltweiten Generationen- und Geschlechterkampf, und unser System ist auf Kapital gegründet, auf ein goldenes Kalb mit Namen Börse. Dort handeln wir nach Gewinn-Kriterien, und wir wissen nicht genau, was die Firmen tun, um diesen Gewinn zu machen, und wir wollen es auch nicht wissen. Wir wissen zwar, dass das Wirtschaftssystem auf Wachstum angewiesen ist und dass Systeme nicht ewig wachsen können, aber wir sind handlungsunfähig und lassen alles auf uns zu kommen.

Der Palästina-Israel-Krieg und andere Konflikte sind für uns notwendig, um all das verdrängen zu können. Wie ein Kartenspiel mit verschiedenen Bildern, die wir betrachten und die uns an all diese Probleme aus unserem öffentlichen und privaten Feld erinnern, ohne uns dabei zu nahe zu kommen, ohne, dass wir selbst etwas damit zu tun haben müssten. Heute, ende 2002, ist die Weltlage durch die Geschehnisse in Nahost und die Pläne George Bushs weiter eskaliert. Wie groß muss das Feuer werden, bis die Kontroll-Politiker merken, dass sie sich etwas vormachen und die Probleme nicht beheben, sondern vergrößern? Auf den Eisberg steuert das Schiff zu, während drinnen getanzt wird.

- Konfliktbewältigung -

An den meisten Nahost-Kommentaren ist zu kritisieren, dass sie rituell sind und keine Lösungsansätze bieten. Auch Samuel Huntingtons Thesen über den Zusammenprall der Kulturen - so gut sie den Zeitgeist auch widerspiegeln - zeigen keine Auswege, sondern bleiben auf der Stufe stehen, die Situation zu beschreiben. Dadurch bleibt bei der Leserin und beim Leser ein ungutes Gefühl von Hilflosigkeit und Furcht zurück, was wiederum dem politischen Angst- und Kontrolldenken zu Gute kommt, aus dem der Zusammenprall der Kulturen entsteht.

Der wichtigste Ansatz, um zu einem Frieden in Nahost zu kommen, ist die Bereitschaft zur Selbstkritik von allen beteiligten Seiten. Da nach all den langen Jahren insgesamt viel Schuld entstanden ist, fällt diese Selbstkritik schwer und kaum jemand führt sie freiwillig. Am ehesten werden Beteiligte aus der Peripherie der Gewalt dazu fähig sein, also Friedensaktivisten der beiden gegnerischen Lager. Sich auf diese zu konzentrieren, um den Dialog zu beginnen, halte ich für sinnvoller, als sich auf die Soldaten und Extremisten zu konzentrieren.

Das einzige Übel ist Unwissenheit, sagte Buddha, und so bedeutet Bewusstmachung, dass man sich zum Glück und zum Frieden hin bewegt. Die Bewusstmachung der Bilder, von denen unsere Entscheidungen abhängen. Die Bewusstmachung auch, dass der Ort Yad Vashem unweit von lebendig leidenden Palästinensern gelegen ist. Die Bewusstmachung, dass der Irak mit Hilfe der UNO zur Rechenschaft gezogen wird, Israel aber nicht. Und die Bewusstmachung, dass das Verhältnis zwischen Juden und Deutschen keineswegs normal zu nennen ist, dass darüber aber kaum öffentlich gesprochen werden kann, weil es zu heikel, zu nah, zu privat ist.

Eine weitere Methode, um den Konflikt zu entschärfen, ist, dabei zu helfen, dass die Leute nicht ständig aneinander vorbeireden. In der kognitiven Linguistik gibt es den Begriff "Frame Restructuring", womit die Harmonisierung zweier Bilder (Rahmen, Szenarios) gemeint ist. Nehmen wir die Begriffe des Zionismus und des Dschihad. Beides sind ebenso abstrakte wie häufig verwendete Begriffe im Nahostkrieg und eine der wichtigsten Ursachen für Missverständnisse. Diese Begriffe sind wie eine Box, von der niemand genau weiß, was darin ist. In der jeweiligen In-Group sind die Ausdrücke identitätsbildend und positiv, in der jeweiligen Out-Group werden alle negativen Bilder hineinprojiziert. Es ist wichtig, abstrakte Schlüsselbegriffe wie Zionismus, Dschihad, Terrorismus und Demokratie zu zerlegen, um zu vergleichbaren Größen zu kommen, und um zu verstehen, was die Leute eigentlich meinen. Fort mit der Abstraktion, auch die In-Group muss sich klarer darüber werden, worauf es ihr konkret ankommt. Dann kann man ein neues Bild herstellen, das den einzelnen Gruppen und ihren Bildern gerecht wird, ohne einer der Parteien ungerecht zu werden. Den Frieden wollen heißt, den Kern des Konflikts zu lokalisieren und zu bewältigen. Diese Bewältigung ist - so weit ich sehe, und ich hoffe, ich irre mich - noch nicht ernsthaft in Angriff genommen worden.

Des weiteren wird der Israel-Palästina-Krieg zu sehr in materiellen Kategorien gesehen, was der Situation nicht gerecht wird, was aber typisch ist für die öffentliche Seite unserer Gesellschaften. Als ginge es nur um Land und Wasser. Natürlich ist die Landfrage eine der wichtigsten in der praktischen Errichtung des Staates Palästina, der auch von der UNO gewünscht wird. Es geht aber auch und vor allem um Freiheit und Unabhängigkeit. Und Freiheit und Unabhängigkeit sind in erster Linie Dinge, die man fühlt und nicht Dinge, die man besitzt.

- Virtuelles Palästina -

So ist es zum Beispiel möglich, Palästina zu schaffen und zu manifestieren, ohne das von materiellem Besitz wie Grund und Boden abhängig zu machen. Natürlich nicht als Ersatz, sondern als identitätsbildende Maßnahme. Ich schlage dazu das Projekt "virtuelles Palästina" vor. Im Internet kann man eine detaillierte Karte von Palästina ausstellen, ohne Israel dabei zu leugnen. Klickt

man auf die Städte, kommt man auf Detail-Informationen. Städte und Dörfer kann man abbilden wie in einem Computerspiel, und alle Geschäftsleute und Künstler und Privatleute können sich in ihrer Stadt, ja ihrer Straße, niederlassen. Jeder Palästinenser kann hier von seinem Recht auf Rückkehr unmittelbar Gebrauch machen und seiner Geschichte, Fotos und Erinnerungen, ein Heim geben.

Dieses virtuelle Palästina besteht bereits, nur herrscht darüber kaum ein Bewusstsein. Und es ist verstreut über Tausend Internetseiten von Leuten, die einander kaum kennen. Es bedarf jedoch nur einer Koordination und der Unterstützung einer anerkannten Persönlichkeit aus dem palästinensischen Establishment, um Palästina virtuell zu einer Einheit zu machen.

Dies ist eine praktische Möglichkeit, um die palästinensische Identität aufzubauen und zu stärken, ohne dabei auf den Feind zu fokussieren. Wenn etwa palästinensische Flüchtlinge oder ihre Nachfahren in dieser Art virtuell in ihre Dörfer zurückkehren können, dann tut das den Israelis keine Gewalt an. Der Respekt vor dem Feind gebietet es, dass man mit diesem Projekt das Existenzrecht Israels nicht unterminiert, gleichzeitig können durch den virtuellen Wiederaufbau zerstörter Dörfer Gedenkstätten entstehen, die zu einer Erleichterung der Palästinenser führen und damit konfliktentschärfend wirken. Es kann darüber hinaus dabei hilfreich sein, die Konflikte innerhalb der palästinensischen Gesellschaft in einer virtuellen Umgebung meistern zu lernen.

Eine solche Website sollte nicht in erster Linie politisch sein, sollte gleichzeitig aber allen politischen Sichtweisen ein Rederecht gewähren. Im Zentrum stehen die Menschen. Wenn die Menschen sich besser kennen lernen, verstehen sie, was Palästina ist. Es ist nicht das Land, es sind die Menschen.

Palästina, Israel und die Hemmschwellen

Anis Hamadeh 11.09.02

Zusammenfassung: Krieg und Gewalt sollen nur die allerletzten Mittel sein, um Konflikte zu beenden. Ich bin nicht sicher, inwieweit Gewalt überhaupt Konflikte beenden kann, jedoch handelt dieser Essay von Möglichkeiten, dem Israel-Palästina-Krieg den Boden zu entziehen. Untersucht werden die Hemmungen, die an der Peripherie des Krieges wirken und die Kommunikation erschweren. Es geht in diesem Krieg im Kern um die Suche nach und die Schaffung von Identitäten, die von einem Feind unabhängig sind. Die Ausbildung solcher "Eigen-Identitäten" sind Alternativen zur Gewalt, da sie friedliche Handlungsmuster vorgeben. Die Vision zweier unabhängiger Staaten braucht Vorläufer und Präzedenzen, Inseln der Kohabitation und der Gewaltlosigkeit. Bei der Suche nach Hemmschwellen des Friedens müssen die eigenen Vorurteile ebenso betrachtet werden wie das Verhalten innerhalb der eigenen Gruppe und das Verhalten nach außen.

Inhalt: Dem Krieg den Boden entziehen - Verzicht auf Feindbilder - Konflikt der Identitäten - Hemmschwellen - Die Inselmetapher - Die eigenen Vorurteile - Der Vorwurf des Verrats - Opferdenken - In-Group-Verhalten - Out-Group-Verhalten - Geschichtsbuch

- Dem Krieg den Boden entziehen -

In der Terrorismusdebatte, die genau vor einem Jahr am Elften September begann, sprach Bundespräsident Johannes Rau davon, dass es keinen Sinn ergibt, Terror mit Terror zu beantworten, und dass es vielmehr darum gehe, dem Terror den Boden zu entziehen. Viele Bürgerinnen und Bürger werden diese Einstellung begrüßt, sich aber gleichzeitig die Frage gestellt haben, wie man dem Terror den Boden entziehen kann. Wie man der Gewalt den Boden entziehen kann und wie man dem Israel-Palästina-Krieg den Boden entziehen kann.

Wenn wir an den Krieg denken, denken wir meist an Panzer und Gewehre, wir denken an die Armee und an Steine werfende Jungs, an Ausgangssperren, an Terroristen, Attentate und Killerkommandos. Und in der Tat, das ist das Zentrum der Gewalt, das ist der Brennpunkt, und über den berichten die Medien. Der Frieden wird sich nicht an diesem Brennpunkt ausbreiten, denn dort herrscht unübersehbar Gewalt, und Gewalt führt zu Schuld. Botschaften des Friedens und der Bewältigung können dort nicht gehört werden. Jeder Versuch der unmittelbaren Einflussnahme wird an der Front als Aggression gewertet, denn dies ist die Logik des zeitgenössischen Krieges.

Zur Einführung des Friedens habe ich drei vorherrschende Bilder: eines für das Individuum, welches den Frieden wie jede andere Wahrheit nur von Innen erfahren kann, ein zweites für eine Gruppe, die sich durch Identität und Feindbildlosigkeit auszeichnet und die eine Friedensinsel bilden kann, und ein

drittes für die Gesellschaft, die den Gewaltherd durch einen Ring der Öffentlichkeit von außen auf das Zentrum zusteuern und ersticken lässt.

- Verzicht auf Feindbilder -

Vor dem Hintergrund dieser Insel- und Ring-Metaphern wird im folgenden nach konflikt-entschärfenden Möglichkeiten gesucht, die nicht auf Gewalt angewiesen sind. Der Krieg, so sagt der Westen doch, darf nur das letzte Mittel darstellen, wenn alle anderen Ideen versagen. Und man merkt es den westlichen Führern auch gerade in diesen Tagen an, dass sie alle Ideen, die ohne Gewalt zum Frieden führen, sehr genau und mit überschäumendem Interesse prüfen, um Kriege vermeiden zu können.

Meine Überlegungen gehen von der Maßgabe aus, auf Stereotype und Feindbilder zu verzichten, da sie Nährboden, genauer: Projektionsflächen, für Gewalt darstellen. Im Israel-Palästina-Krieg haben wir es verstärkt mit Klischees und Feindbildern zu tun, und diese aufzulösen bedeutet, dem Krieg den Boden zu entziehen.

Auf Feindbilder zu verzichten heißt nicht, keine Feinde zu haben. Wer die Feindschaft zwischen Israelis und Palästinensern leugnen wollte, machte sich lächerlich. Feindbilder allerdings machen blind, sie lösen den Konflikt nicht. Man weiß dann nicht, gegen wen man eigentlich kämpft, weil man alle Informationen über den Gegner selbst generiert hat. Man kann die Handlungen des Feindes schlechter einschätzen und lebt an der Situation vorbei, in der Fehlannahme, man selbst allein sei die Situation.

Es geht im Palästina-Israel-Krieg nicht um einen Blutzoll, der zu entrichten ist, um dem Gott des Friedens ein Opfer zu bringen. Es geht um einen Konflikt, den zwischen den Israelis und den Palästinensern. Dieser Konflikt will aufgelöst werden, und es wird nicht die Gewalt sein, die ihn aufgelöst. Ich höre das Argument, dass Hitler auch nur gewaltsam gestoppt werden konnte, aber ich sehe keinen erbrachten Beweis für diese Annahme. Vielmehr wird das Argument verwendet, um Gewalt zu rechtfertigen und vor allem: um gar nicht erst über - möglicherweise schwächlich wirkende - Alternativen nachdenken zu müssen.

- Konflikt der Identitäten -

Im Israel-Palästina-Krieg geht es vornehmlich um die Suche nach Identität. Die Palästinenser verstehen nicht, warum sie weniger Rechte haben als andere Menschen. Sie fragen sich, ob sie so schlecht und wertlos sind, dass sie so behandelt werden. Damit repräsentieren sie die Araber und die Muslime, auch die Afrikaner und die Sozialisten, die sich angesichts ihrer

traditionsreichen Relation zur Westlichen Welt alle ein wenig so fühlen, sei es nun berechtigt oder unberechtigt.

Die Israelis hingegen sind Gestrandete des Schiffbruchs der Geschichte. Sie haben erlebt, wie die ganze Welt die Gaskammern und den Tod von sechs Millionen Menschen zugelassen hat, eine Tat, die für ein menschliches Hirn nicht vorstellbar und für ein menschliches Herz nicht verkraftbar ist. Nach der Tragödie des Elften September und selbst nach dem Amoklauf an einer Schule in Erfurt waren nach der Tat sofort Psychologen vor Ort, um den Betroffenen beizustehen und ihnen zu helfen, mit der Sache umzugehen. Nach dem Holocaust aber gab es solche Psychologen nicht, sondern die Juden wurden mit einem materiellen Geschenk der imperialen Welt - und anders als eine verstohlene Form der Wiedergutmachung kann ich die Landnahme Palästinas in ihrem Kern nicht sehen - erneut abgeschoben.

Beide Lager sind durch solche historischen Belastungen darin behindert, ihre Identität zu erkennen und zu leben. Beide Lager sind über historisches Unrecht nicht hinweggekommen und befinden sich in unaufgearbeiteten historischen Konflikten. Es ist die Phase der Wiederholungen. Die Lager wiederholen ihre Muster und führen diese unverstandenen historischen Situationen erneut herbei, um sie zu klären. Dabei fixieren sie sich auf den jeweils anderen, da beide Seiten nicht genügend Eigen-Identität haben und damit einen Feind brauchen, um sich so eine Ersatz-Identität zu schaffen.

Um dem Krieg den Boden zu entziehen, muss der praktische Beweis erbracht werden, dass es andere politische Wege gibt als Gewalt, und dass die Gewalt nicht die einzige Stimme ist, die Gehör finden kann. Da der Israel-Palästina-Krieg im Kern ein komplexer Identitätskonflikt ist, ist es naheliegend, sich mit der palästinensisch-arabischen und mit der israelisch-jüdischen Identität zu beschäftigen und den Konflikt dort zu beheben. Sind die jeweiligen Eigen-Identitäten - so nenne ich die Identitäten, die nicht durch Abgrenzung von anderen entstehen - stabil und geklärt, ist dem Krieg der Boden entzogen.

- Hemmschwellen -

Hemmungen sind Ängste, manche davon sind gerechtfertigt, andere nicht. Es gibt drei Arten: die Hemmungen, die auf Unwissenheit beruhen, solche, die auf zivilisatorischen und kulturellen Maßgaben beruhen, und solche, die auf Wissen beruhen. Über letztere brauchen wir nicht zu streiten, denn sie sind gerechtfertigt. Wir haben eine Hemmschwelle gegenüber dem Töten von Menschen, die extrem hoch ist, und wir brauchen sie, so wie wir die Hemmschwellen brauchen, die uns vor Inzest bewahren, vor Kannibalismus, und vor dem Kauf einer CD von Marilyn Manson.

Es wäre eine interessante Aufgabe, die Hemmungen zu untersuchen, die auf kulturelle und zivilisatorische Maßgaben zurückzuführen sind, und ihre

Ausdrucksformen aufzuzeigen. Besonders die Unterschiede zwischen dem Amerika-folgenden Westen und dem arabisch-islamischen Osten. Es gibt einige Unterschiede in deren jeweiligen ästhetischen Wahrnehmungen, die auf kulturelle und zivilisatorische Eigentümlichkeiten zurückzugehen scheinen. Auf orientalischen Märkten - um ein kurzes Beispiel zu geben - kann man manchmal lebendige Hühner kaufen und zu Hause schlachten, oder sie vor Ort auf dem Markt schlachten lassen. Obwohl westliche Menschen auch Hühner essen, sind sie im Allgemeinen gehemmter, sich des Tötungs-Aspekts bewusst zu sein, als östliche Menschen. Ein weiteres kurzes Beispiel ist die Ablehnung des Glaubens, zu der sich die westlichen Gesellschaften nach Galileo und nach 1945 entwickelt haben, und die nicht in gleichem Maße in den östlichen Gesellschaften anzutreffen ist.

Doch handelt dieser Essay in der Hauptsache von solchen Hemmungen, die auf Unwissenheit beruhen. Leitgedanke des Essays ist die Frage nach Wegen aus dem Israel-Palästina-Krieg. Manchmal können wir etwas unternehmen, das den Frieden näher bringt, aber wir tun es nicht, weil wir uns unsicher fühlen. Oder weil wir nicht einmal realisieren, dass hier eine Chance für den Frieden ist, weil wir zu beschäftigt damit sind, den Konflikt zu verdrängen. Wie durch unsichtbare Schranken sind wir oft daran gehindert, es überhaupt zu versuchen. Von diesen Hemmungen können durch die Schaffung eines Bewusstseins über sie und durch das Aufzeigen ihrer Manifestationen einige überwunden werden.

- Die Inselmetapher -

Es gibt bereits gemischte Gruppen aus Israelis und Palästinensern, die gemeinsam nach Lösungen suchen. Dazu gehören Friedensgruppen und politische Initiativen verschiedener Art. Jedoch treten diese Inseln des Dialogs und Miteinanders kaum ins Bewusstsein der Öffentlichkeit, und es sind auch nicht sehr viele. Geht man, wie beispielsweise die Vereinten Nationen, von der Vision der Kohabitation eines unabhängigen Staates Palästinas und eines unabhängigen Staates Israels aus, so sieht man zwei Gesellschaften, die einander kennen und miteinander reden. Also gilt es, Prototypen solchen Zusammenlebens zu schaffen und als Bilder in die Öffentlichkeit zu tragen, damit diese sich an den Frieden gewöhnen kann. Dies sind Inseln des Miteinanders, die für neue Impulse sorgen und sich vergrößern und verbinden können, um sich so der Vision anzunähern.

Die Konkurrenz schläft nicht. Die Amerikaner beispielsweise haben in den letzten Monaten - und als Antwort auf den sich heute jährenden Elften September - ebenfalls Bilder produziert. Nehmen wir die fruchtbare Zusammenarbeit der Regierung mit einigen Hollywood-Regisseuren. Kriegsfilme wurden gedreht, um den Zuschauern die Realität des Krieges in den Kopf zu setzen, der von keinem anderen als George W. Bush erklärt worden ist ("We are at war.").

Doch bedarf es nicht des gelebten Kulturaustauschs, um solche Inseln zu bilden, die einen Frieden in Nahost vorwegnehmen. Jede Gruppe, die für ihre Identität nicht auf die Existenz eines Feindes angewiesen ist, wirkt entspannend auf den Konflikt, wie ein Ausweg aus der Kriegssucht. Dass es nur wenige solcher Gruppen gibt und dass solche Initiativen selten ins Licht der Öffentlichkeit gelangen, liegt meiner Ansicht nach im Wesentlichen an sozialen Hemmungen, von denen einige anhand ihrer Schwellen hier untersucht werden sollen.

- Die eigenen Vorurteile -

Die Zusammenarbeit mit moderaten Kreisen des jeweils feindlichen Lagers, sowie der Verzicht auf Feindbilder, scheitert in erster Instanz an unseren eigenen Vorurteilen. Wir selbst sind so gewöhnt an den Feind, dass wir uns ein Leben ohne ihn kaum vorstellen können. Um diese Tatsache zu verstecken, erfinden wir die Notwendigkeit von Szenarios, die auf den Feind angewiesen sind.

Die Hemmschwellen zeigen sich nicht nur in den Meinungen, die vertreten werden, sondern vor allem in konkreten Kommunikationssituationen. Als ich das erste Mal mit einem israelischen Soldaten in einer Kommunikationssituation war, habe ich ihn abgelehnt. Ich war ungefähr 19, stand an einem Ausflugsort irgendwo in der Landschaft und wurde, als Tourist identifiziert, von einem Soldaten auf englisch angesprochen. Er hat mich nur gefragt, ob es mir gefällt, so weit ich mich erinnere, doch ich sagte nur, dass ich nicht mit ihm sprechen möchte und ging davon. Obwohl ich mir gut vorstellen kann, heute ähnlich zu reagieren, weil es israelische Soldaten sind, die das Volk meines Vaters besetzen, wusste ich damals noch viel weniger darüber, wo meine Grenzen und Hemmschwellen im Umgang mit Israelis lagen.

Später lernte ich Juden und Israelis in verschiedenen Lebenszusammenhängen kennen, und ich lernte, dass es Israelis und Juden gab, die ähnlich dachten wie ich. Wenn ich darauf dränge, die Palästinenser und die Israelis zu diesem Zeitpunkt deutlich und konsequent voneinander zu trennen, dann mag das wie ein Widerspruch aussehen. Jedoch scheint es mir politisch angebracht, die Lager zu entwirren und durch den Aufbau von etwas Eigenem und Unabhängigem in ihrer Selbst-Identität zu stärken. So werden die Feindbilder an Bedeutung verlieren, und erst dann kann ein groß-angelegter gesellschaftsübergreifender Dialog entstehen.

Es war dieser Dialog, der im Anschluss an 1945 aufgrund von Hemmungen nicht geführt wurde. Daher gibt es keinen Präzedenzfall, auf den man sich im Israel-Palästina-Krieg berufen kann. Andererseits befinden wir uns am Beginn

eines neuen Jahrhunderts, und das ist statistisch gesehen eine gute Zeit für Paradigmenwechsel.

Es sind oft die eigenen Vorurteile, für die man rationale Begründungen sucht und vorschiebt. Dadurch entstehen Hemmschwellen, die den Krieg weitergehen lassen und die das Autoritäts-Monopol der Gewalt aufrecht erhalten. Doch es gibt noch mehr Gründe dafür, warum es die Inseln eines vorweggenommenen Friedens so schwer haben. Dazu gehören der Verratsvorwurf, die Gefangenheit im Opferdenken und die Unsicherheiten im In-Group und im Out-Group-Verhalten.

- Der Vorwurf des Verrats -

Der Vorwurf des Verrats ist eine der bedeutendsten Hemmschwellen im Konflikt. Die Lager sind so weit voneinander entfernt, dass eine Kommunikation mit dem gegnerischen Lager sofort verdächtig ist. Ein Palästinenser, der zu oder mit Israelis spricht, der Formen der Kooperation sucht, wird schnell ein 'Amiil, ein Kollaborateur, genannt. Umgekehrt ist es ähnlich, und es ist schwer zu sagen, auf welcher Seite die Hemmschwellen höher sind.

Analysiert man den Vorwurf des Verrats, so kommt man zum Argument, dass die Kommunikation mit dem Feind eine Aufwertung des Feindes bedeutet, da man ihm Aufmerksamkeit gewährt, und zum Argument, dass man Informationen aus dem eigenen Lager preisgibt. Ein drittes Argument ist der Verdacht, persönliche Interessen über nationale Interessen zu stellen.

Beginnen wir mit diesem letzten Argument. Beim Gespräch oder der Kooperation zwischen Palästinensern und Israelis ist zu unterscheiden, ob es sich hier um Arbeit handelt, die der UN-Vision der zwei Staaten förderlich ist, oder ob sich jemand beispielsweise einen wirtschaftlichen oder sonstigen privaten Vorteil erhofft. Solche Fälle gibt es bedauerlicherweise, und gegen sie ist meiner Meinung nach Milde nicht angebracht. Doch vor schnellen Verurteilungen und Verdächtigungen, wie ich sie von vielen Beispielen kenne, ist dringend zu warnen. So gibt es Fälle von Erpressung, die als Kollaboration fehlinterpretiert werden. Da der Vorwurf der Kollaboration zur Lynchjustiz führen kann, sind die Hemmschwellen besonders hoch. Jedoch wenn auch nur ein Unschuldiger durch solche Übertreibungen stirbt (und es waren mehr), dann kehrt sich der Verratsvorwurf schnell gegen den, der ihn ausgesprochen hat. Gerade auf diesem sensiblen Feld häufen sich Missverständnisse und Fehleinschätzungen, die nur dadurch ausgeräumt werden können, dass man über die Fehler spricht, um sie nicht machen zu müssen.

Damit sind wir beim zweiten Argument, dem also, dass beim Austausch mit dem Feind Informationen aus dem eigenen Lager zum anderen Lager gelangen. Dieses Argument ist allerdings fadenscheinig, denn es beruht auf

der zweifelhaften Annahme, dass es ein Nachteil ist, wenn der Feind uns kennt. Es ist die Annahme, dass der Feind, wenn er Informationen über uns hat, diese gegen uns verwenden kann, indem er ihre Schwachstellen attackiert oder mit Hilfe dieser Informationen Pläne gegen uns schmiedet. Zweifelhaft ist diese Mentalität, weil sie auf Angstdenken beruht, und weil sie Feindfokussiert ist. Fadenscheinig ist sie, weil sie dazu führt, dass nicht nur der Feind keine Informationen über uns hat, sondern wir auch nicht. Darüber hinaus weiß ich von meiner eigenen Arbeit, wie überaus vorteilhaft es sein kann, dem politischen Gegner so viele Informationen über sich zu geben, dass es eine große Herausforderung darstellt, sie auszuwerten, die schließlich zu der Feststellung führt, dass seine Position mir gegenüber sich dadurch nicht verbessert hat.

Ist also die Kommunikation mit dem Feind eine Aufwertung des Feindes und ein Verrat? Prinzipiell beantworte ich die Frage mit Nein. Ich halte Angstdenken und Feindfixierung für Aufwertungen des Feindes. Für wichtiger halte ich die pragmatische Frage, wer mit wem eine solche Kommunikation durchführen kann, denn wenn auch einige der Hemmschwellen durch Bewusstmachung überwunden werden können, bleiben immer noch viele, die die Kommunikation stören, immerhin sprechen wir über den Palästina-Israel-Krieg und nicht über irgendeine WG-Streitigkeit.

- Opferdenken -

Jeder, der sich am Krieg beteiligt, fühlt sich als Opfer. Unabhängig davon, wie die Gesamtsituation zu bewerten ist und welche Partei wieviel Recht hat, fühlt sich jeder der Beteiligten als Opfer, und je näher sie am Zentrum der Gewalt stehen, desto stärker wird das Opferdenken. Eine der Hemmschwellen, die sich daraus ergeben, ist die Erwartungshaltung, als Opfer akzeptiert zu werden. Die Palästinenser als Opfer der Besatzung, die Israelis - und jetzt auch die Amerikaner - als Opfer von Terror.

Opferdenken hat zwei Seiten: Auf der einen Seite steht die Gewaltsituation, zum Beispiel, wenn ein israelischer Soldat einen palästinensischen Bürger erschießt. Solche Situationen sind real, und das eine Element, das jede Gewaltsituation beinhaltet, ist das Opfer. Wenn es kein Opfer gibt, kann man auch keine Gewalt nachweisen. Die eigene Opferschaft zu leugnen oder zu verharmlosen, ist also falsch.

Auf der anderen Seite stehen die Abstraktion und die Verallgemeinerung der Opferrolle. Durch sie lässt sich übertriebene eigene Gewalt rechtfertigen (Wir müssen uns wehren), und durch sie wird Selbstkritik unnötig, weil man auf den Gegner fixiert ist. Die Hemmschwelle, sich mit dem anderen auseinanderzusetzen, wächst, weil man eine komplementäre Täterrolle braucht, um die eigene Opferrolle behalten zu können.

Die Überwindung des verallgemeinerten Opferdenkens wird nicht dazu führen, dass etwa Soldaten und Widerstandskämpfer miteinander reden können, jedoch werden die friedenswilligen und weniger schuldigen moderaten Kreise auf beiden Seiten das Zwei-Staaten-Projekt nach vorne bringen können, wenn sie sich ihrer Hemmschwellen bewusst sind, die auf Opferdenken beruhen.

Die Fragen nach der Rehabilitation der Opfer und überhaupt der historischen und politischen Gerechtigkeit im Nahen Osten sind damit nicht gestellt, geschweige gelöst. Nach meiner Überzeugung können diese Fragen in ihrem ganzen Umfang sinnvoll erst nach der Entwirrung der Lage gestellt werden. Man darf sich nicht den Glauben daran nehmen lassen, dass die Gerechtigkeit sich (ohne Gewalt) durchsetzen wird, denn sonst beginnt man selbst, außerhalb der Gerechtigkeit zu leben.

- In-Group-Verhalten -

Zu den Dingen, die den jeweiligen Lagern im Israel-Palästina-Krieg ihre Identität geben, gehören der gemeinsame Feind und die Tatsache, dass die Mitglieder der Gruppe alle Opfer sind. Das In-Group-Verhalten, also das Verhalten innerhalb der Gruppe, ist dadurch geprägt. Nimmt man der Gruppe das Opferdenken und die Feindfixierung, so bleiben kontroll-lose, offene Situationen. Solche Situationen sind vielen Menschen unbehaglich. Da ist eine Furcht davor, dass die In-Group auseinanderfallen könnte, wenn der Feind fehlt.

Im Krieg und in der autoritären Gesellschaft ist der Einzelne der Gruppe streng untergeordnet. Das Persönliche und das Private tritt in den Hintergrund. Die harmonische Dynamik der Gesellschaft allerdings ist dadurch gestört. Denn die Identität einer Gesellschaft oder Gruppe ist immer abhängig von den Identitäten ihrer Mitglieder. Je stärker die Identität der Einzelnen, desto stärker ist die der Gruppe.

Leider sind als typische Vertreter der jeweiligen Lager - wenn überhaupt - fast nur solche Personen im Bewusstsein der In-Group, die am Krieg und an der Gewalt des Krieges beteiligt sind. Die Hemmungen, Persönliches und Individuelles in den Diskurs einzubringen, arbeiten gegen die Identitätsbildung der Gruppe und damit gegen ihr Interesse. Die meisten Hemmschwellen, den Palästina-Israel-Krieg zu beenden, liegen innerhalb der In-Group, denn in der leben die Menschen, denen man im Alltag begegnet. Hier bekommt man die Aufmerksamkeit, die man angesichts des Krieges so nötig braucht, und die Angst, Fehler zu machen, betrifft eher die In-Group. Der Feind hasst einen sowieso. Dieses Angstdenken aber ist verbunden mit einem Mechanismus des Schweigens und Sich-Zurückhaltens, der zur Kommunikationslosigkeit innerhalb der In-Group führt.

Die Sackgasse dieses Schweigens, das man auch als Ausweichen vor Konflikten innerhalb der In-Group aufgrund von unreflektierten Hemmungen beschreiben kann, kann durch Individuen überwunden werden, deren Eigen-Identitäten in die Gruppe zurückstrahlen und damit die Dynamik zwischen Individuum und Gruppe als Integrationsfiguren wiederherstellen: Popstars statt Kriegsstars. Je mehr Eigen-Identität durch Kultur, Kunst, Geschichte, Glaube, gewaltlose Kindererziehung, Elitenförderung, Humor, Spiel, Sport und ähnliches hervorgebracht werden kann, desto mehr sammeln sich die Mitglieder der In-Group um gewaltlose Situationen und bringen gewaltlose Identitäten hervor.

- Out-Group-Verhalten -

Das Verhalten der Gruppe gegenüber der Out-Group ist ein weiterer Ort, wo Hemmungen bestehen, die in dieser Form nicht bestehen müssen. Es war bereits oben davon die Rede, dass die Kommunikation mit dem Feind dem Vorwurf des Verrats ausgesetzt ist, dass es also hohe Hemmschwellen gibt, überhaupt ein konstruktives Out-Group-Verhalten auszubilden.

Einige Politiker auf beiden Seiten haben ein solches Verhalten, wenn es auch oft strapaziert wird. Jedoch haben die drei Weltreligionen und hat auch die Demokratie keine wirklichen Instrumente für ein Out-Group-Verhalten, das auf Respekt vor dem anderen gegründet ist, weil sämtliche dieser genannten Sammelgruppen einen mehr oder weniger latenten Absolutheitsanspruch vertreten, der die Ebenbürtigkeit eines konkurrierenden Systems von vornherein ausschließt.

Die Toleranz, Vertrauen in eine Gruppe zu setzen, die der eigenen Gruppe gegenüber gleichgestellt ist und die nicht von ihr kontrolliert wird, diese Toleranz ist die Herausforderung des 21. Jahrhunderts, und es ist unmöglich, Lessings Buch "Nathan der Weise" in diesem Zusammenhang nicht wenigstens zu erwähnen.

- Geschichtsbuch -

Die Inseln des vorweggenommenen Friedens können sich nur bilden, wenn die auf Unwissenheit gegründeten Hemmschwellen bei den konstituierenden Individuen überwunden sind. Wenn solche Prototypen des Friedens sich mehren und sich in der Öffentlichkeit durchsetzen, kann ein Glaube an den Frieden entstehen. Frieden ist nur da möglich, wo man an ihn glaubt. Wenn die Öffentlichkeit an den Frieden glauben kann, kann sie ihn durch einen Ring von Argumenten und legitimierten Personen nach innen, zum Zentrum der Gewalt hin, durchsetzen und dem Krieg dadurch den Boden entziehen, dass sich immer weniger Leute an ihm beteiligen.

Es ist wahr, dass der Palästina-Israel-Krieg eine lange und schreckliche Tradition hat. 35 Jahre lang hat es kaum Bewegung gegeben, das ist entmutigend. Jedoch haben sich in diesen 35 Jahren anderswo Veränderungen ergeben. Die Entstehung einer neuen Art von Welt-Öffentlichkeit durch das Internet, die sich erst jetzt, in diesen Jahren durchsetzt, scheint mir die wesentlichste Veränderung zu sein. Aber auch der Elfte September setzte neue Maßstäbe und machte uns klar, dass die Welt schwere Konflikte unter der Oberfläche getragen hat und trägt.

Es ist nicht notwendig und nicht förderlich, diese Konflikte mit Gewalt auszutragen. Wichtig ist, den Konflikt benennen und genau beschreiben zu können. Das ist gar nicht so schwierig. Es braucht nur einen Palästinenser und einen Israeli, die zusammen ein Geschichtsbuch schreiben. Da wird sofort klar werden, wo die Konflikte liegen, und Deutschland und die USA sowie weitere Länder werden merken, dass sie weit mehr mit dem Konflikt zu tun haben, als ihnen lieb ist. Lasst uns also dieses Geschichtsbuch schreiben und öffentlich diskutieren. Es kostet auch nicht so viel, wie Krieg zu führen. Solchen konstruktiven Lösungsansätzen steht nichts im Weg, besonders, wenn die israelische Besatzung Palästinas aufhört, für die es keinerlei völkerrechtliche Basis gibt.

Wir leben in einer Welt, in der der Glaube an das Paradies verloren gegangen ist. Was uns bleibt, ist der Glaube an die Hölle. Denn der Krieg ist real, und prüfen Sie selbst, welcher Stimme Sie mehr Vertrauen geben, der Stimme, die sagt, dass es keinen Ausweg aus dem Krieg gibt und dass er sich aufgrund seiner Komplexität und Tradition auf unabsehbare Zeit ausdehnen und vermutlich noch schlimmer werden wird, oder der Stimme, die sagt, dass es Lösungen für diesen Krieg gibt, und dass man selbst etwas dafür tun kann.

Diese Mentalität nehme ich allerdings nicht zum Anlass, meinen Glauben an das Paradies zu schmälern oder aufzugeben. Ein großer Wunsch braucht Formulierung, Manifestierung und den Glauben an sein Eintreten. Eine große Hoffnung besteht darin, dass die Mehrheit der Palästinenser und die Mehrheit der Israelis diesen Krieg nicht wollen.

Das Schulbuch-Projekt

Anis Hamadeh, 24.01.2003

Das Gegenteil von Krieg heißt Frieden. Doch wie sollen wir ihn erreichen? Im Laufe meiner Beschäftigung mit dieser Frage kam ich immer wieder auf zwei miteinander verknüpfte Motive bzw. Ergebnisse: Erstens Frieden durch Öffentlichkeit, zweitens Frieden durch Geschichtsbewältigung. (Siehe z.B. den Artikel "Peace work and virtual Palestine" unter <http://www.redress.btinternet.co.uk/ahamadeh3.htm>). Eine Radio-Nachricht anlässlich des 40. Jahrestages des Elysée-Vertrages, in der von einem Schulbuchprojekt zwischen Deutschen und Franzosen die Rede war, erinnerte mich daran. In der Nachricht hieß es, dass die gemeinsame Geschichte der beiden Länder in den jeweiligen Schulbüchern gleich behandelt werden soll, so dass in einem Geschichtsbuch die Übersetzung des anderen vorliegt. Ohne Frage wird dies die ohnehin gute Verständigung dieser beiden Völker nochmals weit verbessern. Man sollte es in der ganzen Welt so machen!

Stellen wir uns ein solches Schulbuchprojekt vor. Das Ziel könnte man so formulieren, dass alle Schüler auf der Welt einen gemeinsamen Geschichtstext zur Verfügung haben, in dem sie die Vergangenheit der internationalen Beziehungen ihrer Länder nachlesen können. Dies ist nicht etwa als Ideologie, sondern eher als eine Art Völkervertrag zu verstehen. Er bezieht sich nur sekundär auf die jeweilige Landesgeschichte und konzentriert sich auf die Darstellung der Interaktion zwischen Völkern. Ähnlich einer UNO-Resolution wird dieser Text in einem mühe- und konfliktvollen Prozess erarbeitet.

Zwei Vorteile gegenüber einer UNO-Resolution hat ein solcher Text: Zum einen ist er in einer Art geschrieben, dass er leicht übersetzbar ist und dass Jugendliche ihn verstehen können. Das schließt Wortklaubereien und Zweideutigkeiten weitgehend aus. Zweitens ist dies ein Projekt, das die verschiedensten Gruppen und Individuen, z.B. Politiker, Journalisten und Friedensgruppen, unabhängig voneinander anstreben können, ohne dass es dafür weiterer Anweisungen bedarf. Die Zeitschrift G/Geschichte beispielsweise macht in Nürnberg sehr erfolgreich genau das und sie wird ja auch von Kultusministerien und dem Deutschen Jugendmedienwerk empfohlen.

Wenn wir in einer Welt ohne Gewalt leben wollen und eine solche Welt für unsere Kinder vorbereiten wollen, dann gilt es, die gewaltlosen Alternativen auszuarbeiten und zu koordinieren und damit heute anzufangen. Gerade Deutschland hat hier bereits gute Ansätze, man denke an die exzellenten deutschen Geschichts-Dokus im Fernsehen. Diese Einstellung betrifft auch die Presse: Auch in den Zeitungen wird uns jeden Tag ein Geschichtsbild präsentiert, und natürlich wird auch um ein solches gestritten und gerungen. Doch was gäbe es heute Sinnvolleres, als mit zivilisierten Mitteln über die Geschichte zu streiten?

Einen Text gilt es zu erstellen, der von allen beteiligten Parteien akzeptiert wird. Das ist das Maß. Ein Vertragstext, den ein Kind verstehen kann. Die Deutschen und Franzosen werden es wohl schaffen, das ist ein Anfang. Ein Stück im Puzzle-Spiel. Welche anderen Gruppen haben ähnlich gute Verhältnisse und können ohne viele Probleme folgen, um die Struktur zu unterstützen? Die leichten Sachen zuerst! Die jeweiligen Kultus- bzw. Erziehungsministerien können dann über die Gerechtigkeit des Textes durch ihre Akzeptanz entscheiden.

Doch selbst, wenn es nicht so schnell auf diese hohe Ebene gelangen sollte, ist festzustellen, dass die Internetgemeinde ohnehin im Begriff ist, eine solche Datenbank aufzubauen. Die Geschichtswissenschaften sind vom Netz verändert worden, weil man nirgends schneller so gezielt Informationen zu den historischen Ereignissen der Welt bekommen kann. Diese historische Flut wird ständig erweitert und miteinander verknüpft, ein Trend, der unabhängig von irgendwelchen Projekten zu beobachten ist. Auch die Universitäten leben in der Welt der erweiterten Öffentlichkeit und verlieren durch den neuen Wettbewerb zunehmend ihr Elfenbeinturm-Image.

Das Schulbuchprojekt ist eine Aufgabe, die im Rahmen einer Weltfriedensinitiative gesehen werden kann. Zu Beginn dieses Jahrhunderts finden sich nämlich immer mehr Friedensgruppen in der realen virtuellen Welt zusammen und immer schneller, wie etwa die Transcend-Gruppe um Professor Johan Galtung (www.transcend.org). Viele zeitgemäße Konfliktbewältigungssysteme kursieren im Netz und formieren sich. Angesichts dieser internationalen Dichte ist es uns heute möglich, ein so komplexes Thema wie die gemeinsame Weltgeschichte in Angriff zu nehmen. Frieden kommt nicht wie Manna vom Himmel. Frieden ist etwas Aktives. Wir wollen und wir brauchen Frieden. Richtigen Frieden. Ehrlichen Frieden.

Anm.: Der genannte Artikel "Peace work and virtual Palestine" auf deutsch (Schlussteil des Essays: Palästina, Israel und die Bilder)

Register der erwähnten Bücher:

- Barenboim**, Daniel (2002): "Ein Leben in Musik" (auf engl. und span.)
- Carmi**, Daniella (1994): "Samir und Jonathan" (Hanser-Verlag)
- Deeg**, Sophia (2004): "Ich bin als Mensch gekommen. Internationale Aktivisten für einen Frieden von unten" (Aufbau-Verlag)
- Givat Haviva** (2000): "Kinder schreiben für den Frieden" (viersprachig hebr, dt, arab, engl)
- Meggle**, Georg (Hg) (2003): "Terror und der Krieg gegen ihn. Öffentliche Reflexionen" (Mentis-Verlag)
- Merschhemke**, Karl: Kriegserinnerungen
- Oehmen, Bettina (2004): "Variationen über die Liebe (oder was wir daraus machen)" (phoebe-Verlag)
- Paige**, Glenn D. (2002): "Nonkilling Global Political Science" (X-Libris)
- Rifa'i, Ainbinder, Tempel** (2003): "Wir wollen beide hier leben. Eine schwierige Freundschaft in Jerusalem" (Rowohlt-Berlin-Verlag)
- Rohlf**s, Ellen (1993): "Sag Mutter, wie sieht Frieden aus?" (Dura-Verlag)
- Rohlf**s, Ellen / Hamzeh-Muhaisen, Muna (2000) : "Die Kinder von Bethlehem. Dokumentation" (Meinhardt-Verlag)
- Spiegel**, Paul (2001): "Wieder zu Hause? Erinnerungen" (Ullstein-Verlag)